

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

41. JAHRGANG / NR. 159

שבועות תשפ"ו 5786

20. MAI 2026





81. Jahrestag der Befreiung Dachau: Akt der Erinnerung, siehe dazu auch Seite 8.

Foto: Muggenthaler

STOLPERSTEINE DACHAU

In der Hermann-Stockmann-Straße 10 wohnten

JULIUS KOHN
JG. 1886
DEPORTIERT 1943
AUSCHWITZ
ERMORDET
MÄRZ 1943

HANS NEUMEYER
JG. 1887
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
TOT 19.4.1944

VERA NEUMEYER
GEB. EPHRAIM
JG. 1893
MAJDANEK
???

Unser Titelbild: Schawuot-Erntedank, MARE-Foto.

Bilder Rückseite (alle Beiträge dazu im Heft): Nr. 1: Charlotte Knobloch bei der Gedenkfeier in Dachau, Foto: Muggenthaler. Nr. 2: Dr. Schuster bei der Gedenkfeier in Dachau, Foto: Muggenthaler. Nr. 3: Bundesministerin Prien in Heidelberg, Foto: HfJS Heidelberg. Nr. 4: Tu Bischwat in der Gemeinde Erlangen. Nr. 5: Ausstellung in der Gemeinde Weiden. Nr. 6: Ausgrabung in der Synagoge Mühlhausen, Foto: Alte Synagoge Mühlhausen e.V. Nr. 7: Schachturnier der Gemeinde Regensburg.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Der Winter ist vorbei und in diesen schönen Mai-Tagen, wenn wir Schawuot feiern, ist es schon recht warm und unsere Vorfahren in biblischer Zeit konnten die erste Gerste-Ernte einfahren. Das machte Schawuot auch zu einem Erntedankfest. Aber auch heute, in unserer Zeit, können wir hier in Unterfranken den ersten Spargel, die ersten Erdbeeren ernten, also frische Früchte aus regionalem Anbau. Und viele Menschen verbinden damit auch ein Gefühl von „Schawuot“.

„Aber Schawuot ist, wie die meisten Feste unseres Volkes, ein Feiertag mit mehreren Inhalten“, schreibt Rabbi Berger in seinem Beitrag auf der nächsten Seite. Dazu gehört auch das Buch Ruth, Sie finden den Anfang der „Megilat Ruth“, die an Schawuot in der Synagoge vorgelesen wird, auf Seite 5. Ruth, die später die Großmutter von König David wurde, wird wegen ihrer Geschichte, die auch mit „Erntedank“ verbunden ist, von uns besonders verehrt.

Aber lassen Sie uns auch einen nüchternen Blick auf unsere Realität werfen. Bei der Bundestagswahl im Jahr 2025 ist die AfD mit über 20 Prozent der Stimmen zur zweitstärksten Kraft im Parlament geworden. In aktuellen Umfragen liegt die sogenannte Alternative vorne.

Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen: Demokratiefeinde sitzen heute wieder mit erschreckender Präsenz in unseren Parlamenten und versuchen, den Rechtsstaat von innen heraus auszuhöhlen. Diese politische Verschiebung spiegelt sich auch auf unseren Straßen wider. Die Nachbeben des 7. Oktober 2023 belasten das gesellschaftliche Klima nachhaltig und hinterlassen tiefe Risse. Antisemitismus



tritt zunehmend als Bindeglied unterschiedlichster demokratiefeindlicher Strömungen auf. Auf unseren Straßen vereinen sich Rechtsextreme, linke Anti-Zionisten und Islamisten in ihrem Hass auf Jüdinnen und Juden. Begleitet wird dies von einer Flut an Verschwörungsmäthen. In einer Zeit, in der Fake News und sogenannte „gefühlte Wahrheiten“ zunehmend den gesellschaftlichen Diskurs be-



stimmen, schwindet der Respekt vor historischen Fakten. Der historische Konsens über unsere Geschichte wird aggressiv infrage gestellt. Fakten werden offen geleugnet oder relativiert. Genau deshalb reichen rein ritualisierte Gesten nicht aus. Offizielle Kranzniederlegungen sind nicht dazu da, das kollektive Gewissen zu beruhigen. Wenn an einem Tag ergreifende Ansprachen gehalten werden, aber am nächsten Tag jüdische Studenten an deutschen Universitäten bedroht werden; wenn Synagogen und jüdische Schulen ununterbrochen Polizeischutz benötigen, dann droht das Versprechen „Nie wieder“ zur bloßen Worthülse zu verkommen. Ich begrüße vor diesem Hintergrund ausdrücklich die Reformen, die Familienministerin Prien in ihrem Ressort anstößt. Sie besitzt den Mut, auf die Entwicklungen der letzten Jahre zu reagieren. Wenn der Antisemitismus sich auf einem Höchststand verfestigt, ist es richtig, dass Politik sich hinterfragt und dass Antisemitismus künftig als eigenständiger Schwerpunkt von „Demokratie leben“ ausgebaut werden soll. Die Bekämpfung des Antisemitismus muss dort geschehen, wo die Menschen sind, die wir erreichen wollen: In Schulen, in Vereinen, beim Sport und vor allem im Netz. Und wo auch immer, wir werden alle sinnvollen Bemühungen unterstützen.

Ihnen, liebe Leserinnen, liebe Leser, wünsche ich ein besinnliches Fest,

CHAG SCHAWUOT SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Schawuot 5786

- Schawuot
- Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4
- Das Omer-Zählen
- Von Yizhak Ahren 5

Kultur

- Netzwerk Jüdisches Bayern 6
- Auswandern ist auch keine Lösung
- Von Markus Mauritz 7
- 81. Jahrestag der Befreiung Dachaus . 8
- Anna Novikov neue Leiterin
- des JSZ in Würzburg 10

Dokumentation

- Heidelberger Hochschulrede
- Von Bundesministerin Karin Prien . . 11

Nachrichten aus Frankreich

- MontPELLIERS Mittelalterliche Mikwe
- Von Gaby Pagener-Neu 16

Bayern

- In Regensburg war es gut 20

Aus den jüdischen Gemeinden . . . 21

Buchbesprechungen

- Jüdisch sein
- Von Daniel Hoffmann 33
- Adama
- Von Angela Genger 34
- Früchte des Mondes
- Von Yizhak Ahren 34

Russische Seite 39

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
authentisch bayerisch jüdisch
Redaktionsleitung: Benno Reicher, Vorländerweg 25, 48151 Münster, Tel. 0251 7475546
www.bayerisch-jüdisch.de
redaktion@berejournal.de
Wir erscheinen im April zu Pessach, im September zu Rosch Haschana und im Dezember zu Chanukka
In dieser Ausgabe mit Beiträgen von Rab. Joel Berger, Yizhak Ahren, Claudia Binswanger, Angela Genger, Daniel Hoffmann, Charlotte Knobloch, Markus Mauritz, Thomas Muggenthaler, Gaby Pagener-Neu, Karin Prien, Benno Reicher und Josef Schuster
Herausgeber: Landesverband Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
Gesamtherstellung: Druckerei Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

Schawuot

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Das Fest der Offenbarung ist eines der drei Wallfahrtsfeste, die uns die Tora überliefert. Die Wallfahrten unserer Ahnen hatten stets Jerusalem, den Beth Hamikdasch, den Tempel, als ihr Ziel. Zu keiner Zeit aber pilgerten unsere Vorfahren in die Wüste, zum Berg Sinai, obwohl für uns einst an diesem Ort mit der Übergabe der Zehn Gebote alles begann. Für uns besitzt der Berg Sinai nur wegen der Urgeschichte Israels eine einmalige Heiligkeit. Die dauerhafte, über alle Zeiten währende Heiligkeit strahlt aber die Tora, die Schrift als das Wort Gottes aus. Als die Kinder Israels einst vom Fuße des Berges in die Wüste weiterzogen, verließ auch die *Schechina*, die Herrlichkeit Gottes, diesen Ort, um in Jerusalem Einzug zu halten.

Damit ist es auch zu erklären, dass die meisten, die nach Sinai pilgern, keine Juden sind und die, die einst dort ein Kloster erbauten, griechische Mönche waren.

Jedoch die Wüste und die Jahre der Wanderung dort spielen für uns bis heute eine besondere Rolle. Dieser Zeitraum festigte die Tora im Volke, schärfte das Bewusstsein der Israeliten als freies Volk Gottes und den Bund mit Ihm. Die Rabbinen werden auch nie müde, die Bedeutung dessen zu unterstreichen, dass die Zehn Gebote, die Tora, uns in der Wüste und *nicht* in einem bewohnten

Land, mit klaren Besitzverhältnissen übergeben wurde. Sie wollten damit zum Ausdruck bringen, dass somit jedes Volk und jeder Mensch das Gefühl haben könnte, diese Worte wären auch ihm gegeben worden und würden auch ihn ansprechen wollen. Und das über die Zeit hinaus und den Raum hinaus, wann und wo er sich bereit erklären will, diese Botschaft anzuhören und auch zu befolgen. Demnach wäre die Offenbarung Gottes nicht als eine exklusive Gabe an Israel gedacht, sondern als Gut für die gesamte Menschheit.

Ebenso betonen unsere Meister die Bedeutung der Tatsache, dass die Tora uns vor der Landnahme, also nicht im Heiligen Land selbst, sondern am Sinai in der öden Wüste geschenkt wurde. Nach der Landnahme waren unsere Vorfahren damit beschäftigt, das Land zu bebauen, die richtigen Kniffe der Landwirtschaft zu erlernen, die Städte zu besiedeln. Wer hätte damals schon Zeit für das Studium der Tora gehabt? Dagegen nahm das Volk während der entbehrungsreichen Wanderungen in der Wüste jene göttliche Lehre, die unsere Lebensführung bis heute nachhaltig beeinflusst, bereitwillig an.

Nachmanides, der spanisch-jüdische Gelehrte und Exeget aus dem 13. Jahrhundert meint: Die Befreiung des Volkes aus der physischen Unterdrückung Ägyptens erfährt ihren tieferen Sinn erst mit der Annahme der Tora. Er stützt seine Ausführungen auf das Gotteswort an Moses: „... Wenn Du Mein Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr Gott dienen auf diesem Berg“ (2.B.M. 3:12). Gemeint ist der Berg Sinai mit der einmaligen Übergabe der Zehn Gebote an die Israeliten. Der Auszug allein bringt noch keine Geula, keine spirituelle Erlösung. Dies wird erst mit der Übergabe und Annahme der Tora vollbracht.

Schawuot ist, wie die meisten Feste unseres Volkes, ein Feiertag mit mehreren Inhalten. Das „Wochenfest“ war von der biblischen Zeit her auch ein „Erntedankfest“. Das Volk dankte Gott für die Gerstenernte. Dieses, für „das tägliche Brot“ wichtige Getreide, wird im Heiligen Land zu dieser Jahreszeit eingefahren. Auch die Erstlingsfrüchte des Landes wurden zu Zeiten des Tempels durch die Pil-

ger nach Jerusalem getragen. Wie dies vor sich ging, bewahrte uns die Mischna, die nachbiblische, mündliche Überlieferung auf: Die Einwohner weit entlegener Städte versammelten sich mit ihren Früchten. „Auf, lasst uns nach Zion hinaufziehen, zu dem Herrn, unserem Gott“, sangen sie einträchtig. Die in der Nähe Wohnenden brachten Feigen und Trauben in den Tempel. Die entfernt Wohnenden brachten dagegen getrocknete Früchte. Die Flöte spielte vor ihnen bis sie in die Nähe von Jerusalem kamen. Die dienstuenden Kohanim und Leviten kamen ihnen entgegen und die Handwerker Jerusalems standen vor ihnen Spalier und begrüßten sie: „Unsere Brüder, ihr Leute aus eurem Ort. Zieheth in Frieden ein.“ Die Flöte wurde dann weiter vor ihnen gespielt, bis sie zum Tempelberg kamen. Dort angekommen nahm selbst der König des jüdischen Landes seinen eigenen Fruchtkorb auf die Schulter und schritt bis zur Tempelvorhalle. Sobald die Pilger zum Tempelvorhof gelangten, stimmten die Leviten Psalmgesänge an „... Danket dem Herrn, denn Er ist gütig und ewig währet Seine Gnade“ (Ps. 118:1).

Der starken und intensiven Verbindung des Schawuot-Festes mit dem „Erntedank“ verdankt das biblische Buch Ruth seine synagogale Vorlesung an diesem Festtag. In diesem Buch wird erwähnt, dass Ruth und ihre Schwiegermutter Naomi „zu Beginn der Gerstenernte in Beth Lechem ankamen.“ Ruth war eine Moabiterin, keine Jüdin. Sie hielt aber in bewundernswerter Weise die Treue zu der alleingeblienen Witwe Naomi, verpflegte und versorgte sie bis zu ihrem Tod. Einst, als Naomi ihr die Rückkehr nach Moab, Ruths einstige Heimat, nahelegte, antwortete sie mit den Worten: „Wohin du gehst, da geh auch ich hin, wo du wohnen wirst, wohne ich auch. Dein Volk ist auch mein Volk, dein Gott ist auch mein Gott!“ Sie wurde damit zum Idol all derjenigen, die aufrichtig das Judesein annahmen, ohne dass man sie missioniert oder bekehrt hätte. Ruth heiratete später im Heiligen Land wieder. Ihr Enkel wurde der legendäre König David, aus dessen Hause wir eines Tages das Kommen des Messias erleben werden. Diese messianische Hoffnung wird auf die ganze, viel gelittene, friedlose Welt ausgedehnt werden.

Das Omer-Zählen

Was Pessach beginnt, vollendet das Wochenfest

Von Yizhak Ahren

In der Tora ist an zwei Stellen vom Omer-Zählen, hebr. Sefirat HaOmer, die Rede. Im Wochenabschnitt „Emor“ heißt es: „Und ihr zählt euch von dem Tage nach diesem Schabbat, von dem Tage eurer Darbringung des Omers der Wende; sieben volle Schabbate sollen es sein; bis zum Tage nach dem siebten Schabbat zählt ihr fünfzig Tage; und bringt dann Gott eine neue Huldigungsgabe nahe“ (3. Buch Mose 23, 15 und 16). Im Wochenabschnitt „Re-eh“ lesen wir: „Sieben Wochen zählst du dir; vom Beginn der Sichel am Getreide beginnst du zu zählen sieben Wochen, und vollbringst dann dem Ewigen, deinem Gotte, das Wochenfest mit dem Tribut, mit der Weihegabe deiner Hand, die du gibst; wie der Ewige, dein Gott, dich segnen wird“ (5. Buch Mose 16, 9 und 10).

Seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem vor fast 2.000 Jahren können wir bekanntlich keine Tier- und Getreideopfer mehr im Heiligtum darbringen. Dennoch sind jüdische Männer weiterhin verpflichtet, die 49 Tage zwischen Pessach und dem Wochenfest zu zählen. Nach Ansicht der meisten Halachisten erfüllen wir in der Gegenwart mit dem Omer-Zählen lediglich ein rabbinisches Gebot. Nach der Meinung von Moses Maimonides bleibt das Gebot der Sefira auch in unserer Zeit bestehen, in der es nicht möglich ist, das in der Tora erwähnte Gerstenopfer darzubringen.

Das Gebot von Sefirat HaOmer kann jeder ohne viel Mühe in sehr kurzer Zeit erfüllen. Man sagt den folgenden Segenspruch: „Gesegnet bist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns durch seine Gebote geheiligt hat und uns das Omer-Zählen geboten hat“ und fügt sogleich hinzu: „Heute sind so und so viele Tage des Omer“. Was aber ist die tiefere Bedeutung von Sefirat HaOmer? Mit anderen Worten gefragt: Was können wir von diesem Gebot der Tora lernen, das an 49 Tagen hintereinander zu praktizieren ist?

Die Annahme liegt nahe, dass Sefirat HaOmer auf einen Sinnzusammenhang zwischen Pessach und dem Wochenfest aufmerksam machen soll. Im „Sefer HaChinuch“, verfasst von einem spanischen Gelehrten im 13. Jahrhundert, lesen wir, dass die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten ein notwendiger Schritt war, um danach dem Volk Israel die Tora am Berg Sinai geben zu können. Die Gabe der Tora

vollendet die Erlösung der Juden, indem sie der Freiheit eine innere Form gibt!

„Sefer HaChinuch“ vertritt die Meinung, dass das Zählen der 49 Tage nach Pessach die Sehnsucht nach einer Ergänzung der bereits erfolgten Befreiung ausdrückt. Rabbiner Samson Raphael Hirsch beschrieb die zwei Stufen der Entwicklung wie folgt: „Jene, die politische Freiheit, konnte passiv als Gottes Gnadengeschenk erhalten werden. Diese, die sittliche Freiheit, winkt nur als Errungenschaft siebenfältiger, angestrenzter, innerer Arbeit an uns selbst.“

Eine praktische Frage sei hier aufgeworfen: Wie können sich fromme Juden in der Sefira-Zeit auf die Gabe der Tora vorbereiten? Rabbiner Jakob Zwi Mecklenburg wies in seinem Tora-Kommentar auf die Tatsache hin, dass unsere Weisen den Brauch eingeführt haben, in den Wochen zwischen Pessach und dem Wochenfest den Traktat „Sprüche der Väter“ sowie das biblische Buch der Sprüche „Mischle“ intensiv zu studieren; beide Texte können bei der Selbstarbeit sehr hilfreich sein. So finden wir z.B. in den „Sprüchen der Väter“ 6,6 eine Liste der 48 Dinge, die man braucht, um die Tora zu erwerben.

Rabbiner Adin Even-Israel (Steinsaltz) hat einmal in einem Vortrag die Sefira-Zeit mit den zehn Tagen der Umkehr von Rosch HaSchana bis Jom Kippur verglichen. Zu Beginn des jüdischen Jahres geht es darum, unsere Handlungen sorgfältig zu prüfen, um begangene Sünden zu erkennen und zu bereuen; dann ist es möglich, zum rechten Weg zurückzukehren. Demgegenüber geht es in den Tagen vor dem Wochenfest um das Erkennen vorhandener Charakterschwächen, die es zu beheben gilt. Einen solchen Prozess der Selbstläuterung brauchen wir, um für den Empfang der Tora wirklich bereit zu sein.

Ein Tannait, Rabbi Jose HaKohen, lehrte in einer Mischna: „Bereite dich vor, Tora zu lernen, denn sie ist dir keine Erbschaft“ (Sprüche der Väter 2,17). Rabbi Joses Anweisung kommentierte Rabbiner Seckel Bamberger wie folgt: „Wissen kann dir nicht wie irdische Güter erblich zufallen. Selbst wenn deine Ahnen große Gelehrte waren, enthebt es dich nicht der emsigsten Fürsorge für deine Vervollkommnung in der Lehre.“ Diese Feststellung ist natürlich stets gültig; besondere Beachtung verdient sie in den Tagen der Vorbereitung auf das Wochenfest.

מגלת רות.

וַיְהִי בַיּוֹם שֶׁשָׁפַט הַשְּׁפָטִים וַיְהִי רֶעֶב בְּאֶרֶץ וְיִלְךָ אִישׁ אֶל מִבֵּית לֶחֶם יְהוּדָה לְגוֹר בְּשָׂרֵי מוֹאָב הוּא וְאִשְׁתּוֹ וּשְׁנֵי בָנָיו: וְשֵׁם הָאִישׁ אֱלִימֶלֶךְ וְשֵׁם אִשְׁתּוֹ נַעֲמִי וְשֵׁם שְׁנֵי בָנָיו מַחֲלֹן וּכְלִיּוֹן אֶפְרַתִּים מִבֵּית לֶחֶם יְהוּדָה וַיָּבֹאוּ שָׂרֵי מוֹאָב וַיְהִיו שָׂם: וַיָּמָת אֱלִימֶלֶךְ אִישׁ גֵּעַמִי וְתִשְׁאֵר הָיָה וּשְׁנֵי בָנָיו: וַיִּשְׂאוּ לָהֶם נָשִׁים מִאֲבוֹת שֵׁם הָאֶחָת עֵרְפָּה וְשֵׁם הַשְּׁנִית רֹת וַיֵּשְׁבוּ שָׂם כְּעֶשֶׂר שָׁנִים: וַיָּמָתוּ גַם שְׁנֵיהֶם מַחֲלֹן וּכְלִיּוֹן וְתִשְׁאֵר הָאִשָּׁה מִשְׁנֵי יְלָדֶיהָ וּמֵאִשָּׁה: וַתִּקַּם הָיָה וּכְלָתֶיהָ וַתֵּשֶׁב מִשְׂרַי מוֹאָב בִּי שְׂמֵעָה בְּשָׂרָה מוֹאָב כִּי־פָקַד יְהוָה אֶת־עַמּוֹ לְתַת לָהֶם לֶחֶם: וַתֵּצֵא מִן־הַמָּקוֹם אֲשֶׁר הָיְתָה־שָׂמָּה וַיִּשְׁתִּי כְלָתֶיהָ עִמָּה וַתֵּלַכְנָה בְּדֶרֶךְ לָשׁוּב אֶל־אֶרֶץ יְהוּדָה:

Der Anfang der Megilat Ruth

Netzwerk Jüdisches Bayern

Von Aschaffenburg bis Floß in der Oberpfalz, von Fellheim im Allgäu bis Kronach – überall in Bayern finden wir Zeugnisse jüdischen Lebens. Neben den 13 Städten, in denen es heute noch aktive jüdische Gemeinden gibt, erzählen uns an hundert weiteren Orten ehemalige Synagogen, Friedhöfe und Mikwen ebenso wie Archivquellen und individuelle Lebensgeschichten von der wechselvollen jüdischen Geschichte, die bis weit ins Mittelalter zurückreicht. Bayern ist also schon immer – trotz aller Widrigkeiten – Heimat für Juden.

An all diesen Orten leben engagierte Menschen, die sich, sehr oft ehrenamtlich und seit vielen Jahren, um die Bewahrung, Erforschung und Vermittlung des jüdischen Erbes kümmern sowie Einblicke in aktuelles jüdisches Leben geben. Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Erinnerungskultur und schaffen Möglichkeiten der Begegnung und des Kennenlernens. Das langjährige Engagement dieser zahlreichen Aktiven, ihre Hingabe und Begeisterung für jüdische Kultur und das umfangreiche Wissen der lokalen Geschichte sind beeindruckend und äußerst wichtig. Denn das Interesse an jüdischer Kultur ist zwar einerseits sehr groß, dem gegenüber stehen aber steigende Zahlen antisemitischer Vorfälle.

Eines der zahlreichen bemerkenswerten Projekte fand in den Pfingstferien 2025 in Mühlhausen, Mittelfranken, statt. Die dortige Synagoge aus dem Jahr 1755/56 wurde lange Zeit als Scheune und Garage genutzt, bevor sie 2019 vom Verein Forum Alte Synagoge Mühlhausen e.V. erworben



Netzwerk-Leiterin Claudia Binswanger.

Foto: Matthias Ettinger

wurde. Im Rahmen eines P-Seminars führten Schüler des Gymnasiums Höchststadt an der Aisch unter Leitung von StD Christian Plätzer und der Archäologin Britta Ziegler (Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Universität Bamberg) eine archäologische Grabung durch. Dabei legten sie den Eingangsbereich und die Reste der Bima frei und gewannen dadurch wichtige Erkenntnisse zur Baugeschichte der Synagoge. Durch die Ausgrabung beschäftigten sich die Schüler aktiv und intensiv mit der jüdischen Geschichte des Ortes.

Das „Netzwerk jüdisches Leben und historisches jüdisches Erbe in Bayern“ ist entstanden, um die zahlreichen Engagierten miteinander zu vernetzen, zu unterstützen, ihre Arbeit zu stärken und somit das jüdische Leben in Bayern sichtbarer zu machen. Es schließt damit eine Lücke, denn im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Bereichen gab es bislang kein bayernweites Netzwerk für die haupt- und ehrenamtlich Tätigen im Bereich jüdisches Leben und historisches jüdisches Erbe.

Die Initiative für das Projekt ging vom Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe, Dr. Ludwig Spaenle, aus. Es wird gefördert vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus.

Im September 2023 hat der Bayerische Landesverein für Heimatpflege e.V. das Projekt übernommen. Seit seiner Gründung im Jahr 1902 kümmert sich der Landesverein um die verschiedenen Arbeitsfelder der Heimatpflege, dazu zählen etwa Volksmusik, Bräuche, Trachten sowie die Denkmal- und Baupflege. Der Landesverein besitzt somit eine langjährige Erfahrung und Kompetenz in den verschiedenen Fachbereichen und bei der Unterstützung der bayerischen Heimatpfleger. Auch das jüdische Erbe ist bereits Bestandteil der Heimatforschung.

Für das Projekt ist die Kulturwissenschaftlerin und Historikerin Claudia Binswanger verantwortlich. Sie war im Museumsbereich und bei der Geschäftsstelle des



Schüler bei Ausgrabungsarbeiten in der alten Synagoge Mühlhausen.



Fotos (3): Alte Synagoge Mühlhausen e.V.

Antisemitismusbeauftragten tätig, bevor sie im Januar 2024 zum Landesverein gewechselt ist. Für das Netzwerk steht sie in Kontakt mit den zahlreichen Haupt- und Ehrenamtlichen aus dem Bereich jüdisches Leben und Erbe, mit Heimatpflegern und Archivaren, Vereinen und Einzelpersonen, jüdischen Gemeinden und Institutionen sowie Vertretern von Behörden.

Das Netzwerk bietet regelmäßige Veranstaltungen an, darunter regionale Netzwerktreffen, wie zuletzt im November 2025 in der Oberpfalz. Dort haben Engagierte und Interessierte die Möglichkeit,

sich über Projekte zu informieren, Kontakte zu knüpfen und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Auch für 2026 sind mehrere Veranstaltungen geplant. So lädt dieses Jahr der Landesverein für Heimatpflege zusammen mit dem Antisemitismusbeauftragten wieder zum Landestreffen „Jüdisches Leben in Bayern“ am 11. Juni nach Nürnberg ein. Im letzten Jahr konnten sich rund 150 Teilnehmer über Themen wie die Digitalisierung von Archivbeständen oder den Aspekt Sicherheit informieren. Verschiedene Initiativen präsentierten ihre Projekte auf einem Markt der Ideen.

Außerdem berichteten Ehrenamtliche eindrücklich und bewegend von ihren Kontakten zu Nachfahren ehemaliger jüdischer Bewohner.

Das Netzwerk richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche, an Vereine, Initiativen und Einzelpersonen aus dem Bereich jüdisches Leben und jüdisches Erbe. Falls Sie sich in Ihrer Arbeit mit diesen Themen beschäftigen und Projekte dazu durchführen, können Sie sich gerne melden. Weitere Informationen zum Programm und zum Newsletter finden Sie unter www.netzwerk-juedisches-bayern.de.

Claudia Binswanger

Auswandern ist auch keine Lösung

Podiumsgespräch im Würzburger Shalom Europa

Von Markus Mauritz

WÜRZBURG. „Wenn man's nur wüsste!“ Mit einem Stoßseufzer machte Dr. Ludwig Spaenle, Antisemitismus-Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung, in seinem Eingangs-Statement deutlich, dass man sich mit dem Thema „Was tun gegen Antisemitismus?“ bei einem Podiumsgespräch im jüdischen Kulturzentrum Shalom Europa in Würzburg auf sehr anspruchsvolles Terrain begeben hatte. Dabei war das Podium ausschließlich besetzt mit Experten, die bei diesem Thema eigentlich über jede Menge Wissen verfügen: Neben Ludwig Spaenle diskutierten Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats und Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde, Dr. Anna Novikov, die neue Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken, sowie Oana-Viktoria Heckl als Vertreterin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Würzburg.

Als Fragesteller und Moderator fungierte bei der vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege gemeinsam mit dem Bezirk Unterfranken organisierten Veranstaltung der Landesvereinsvorsitzende und ehemalige SZ-Redakteur Dr. Rudolf Neumaier.

Personenschutz hätten auch früher die Präsidenten des Zentralrats gebraucht, sagte Josef Schuster auf die Frage nach persönlichen Erfahrungen mit Antisemitismus. Und Beleidigungen seien durchaus an der Tagesordnung. „Vielleicht nicht in Würzburg“, fügte Schuster an, Würzburg sei so gesehen eine Insel der Seligen. Aber insgesamt lasse es sich nicht wegdiskutieren, dass Juden angefeindet würden. Diesen regionalen Unterschied betonte auch Anna Novikov. In Berlin habe sie bereits früher mit antijüdischen Stereotypen zu tun gehabt – aber nach dem 7. Oktober 2023 sei die Stimmung gewalttätig geworden. So habe man sie ein-

mal aus einem Club hinauskomplimentiert, als dort pro-palästinensische Slogans skandiert wurden. Und im Bus sei sie angepöbelt worden, als sie eine israelische Zeitung las. Es seien diese kleinen Alltagserlebnisse, in denen sich der zunehmende Antisemitismus zeige.

Oana-Viktoria Heckl verwies auf die Erhebungen der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus in Bayern (RIAS), die deutlich den Anstieg der antisemitischen Vorfälle und Diskriminierungen belegten. Aus ihrer Sicht sei insbesondere die „studentische Linke“ pro-palästinensisch eingestellt. Sie erinnere sich an Studenten-Proteste, bei denen der Hamas-Terrorismus verharmlost und der 7. Oktober 2023 als „Tag der Befreiung“ gefeiert wurde. Vonseiten der Universitäten sei nach ihrer Beobachtung kein Widerspruch zu solchen Tendenzen zu hören.

Ludwig Spaenle blickte in diesem Zusammenhang zurück in die deutsche Geschichte: Jüdisches Leben sei eingebettet in dieses Land, aber jüdische Menschen lebten schon immer anders als die Mehrheitsgesellschaft, sagte er. Der Antisemitismus sei zu keinem Zeitpunkt verschwunden – selbst nach dem Ende der Nazi-Diktatur nicht. So gesehen, habe es auch die oft beschworene „Stunde null“ nie gegeben. „Die Mörder waren nicht plötzlich weg!“ Insofern war die Forderung nach einem „Schlussstrich“ seit jeher verräterisch. Aber nach dem 7. Oktober sei der latente Antisemitismus mit Wucht aufgewallt. Das Erschreckende daran: Antijüdisches Denken ist nun auch in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Was man früher höchstens hinter vorgehaltener Hand sagte, sei heute salonfähig. „Die Scham ist weg!“ Aber auch vor diesem Hintergrund sei es



Diskutierten über Maßnahmen gegen den Antisemitismus (von links): Dr. Rudolf Neumaier, Dr. Ludwig Spaenle, Oana-Viktoria Heckl, Dr. Anna Novikov und Dr. Josef Schuster. Foto: MM

keine Alternative, nach Israel auszuwandern, betonte Josef Schuster. „Jedenfalls nicht aus Deutschland!“ Anders in Frankreich, dort wanderten viele Juden nach Israel aus. Unsicherheiten gebe es allerdings auch in der Bundesrepublik, schränkte Schuster ein. Falls die AfD auf Bundesebene an die Macht käme, „wäre jüdisches Leben in Deutschland damit nicht mehr kompatibel“, sagte er.

Wäre denn vor diesem Hintergrund ein AfD-Parteiverbot eine Lösung, wollte Moderator Neumaier wissen. Für Ludwig Spaenle eher nicht: Für ein Parteiverbot habe das Bundesverfassungsgericht die Messlatte sehr hochgelegt, sagte er. Erst zweimal habe das höchste Gericht ein Parteiverbot ausgesprochen: 1952 gegen die NSDAP-Nachfolgeorganisation SRP und 1956 gegen die KPD. Oana-Viktoria Heckl sieht allerdings in einem AfD-Verbot die Chance, die Rechtsaußen-Partei auf diesem Weg finanziell und organisatorisch

auszutrocknen. Josef Schuster appellierte für eine differenzierte Betrachtungsweise. Einerseits wäre auch er froh, wenn die AfD von der Bildfläche verschwände. Andererseits sieht er allerdings die Gefahr, dass ein Verbots-Verfahren scheitere und die Partei dadurch noch mehr Zulauf erhalte. Was also tun? Josef Schuster sieht insbesondere zwei Strategien, um den Antisemitismus einzugrenzen. Zum einen: „Bildung, Bildung, Bildung“ und zum anderen Zivilcourage. Man müsse jenen den Spiegel vorhalten, die wieder ungeniert über Juden herzögen. Anna Novikov hofft vor allem auf gesellschaftliche Kommunikation. Sie wolle dem jüdischen Leben eine Stimme geben und Sympathien wecken: „Es kommt darauf an, den Stereotypen ein menschliches Gesicht entgegenzusetzen“, sagte sie. Ludwig Spaenle forderte in diesem Zusammenhang, ehrenamtliches Engagement zu unterstützen. Die zahlreichen Erinnerungs- und Denk-

orte bezeichnete er als „Landkarte jüdischen Lebens“, die es zu fördern gelte. „Wir sind aufgefordert, jüdisches Leben zu schützen!“, sagte Spaenle. In diesem Zusammenhang lobte er das „Quartett von Antisemitismus-Beauftragten“ im Freistaat. So gebe es neben ihm als Beauftragten der Staatsregierung weitere Antisemitismusbeauftragte bei den drei Generalstaatsanwaltschaften, einen Beauftragten für Hasskriminalität bei der Polizei und einen Antisemitismus-Beauftragten beim Landesamt für Verfassungsschutz. Damit sei sichergestellt, dass einschlägige Delikte auch tatsächlich geahndet würden, sagte Spaenle.

Josef Schuster stimmte ihm soweit zu. Er habe die Empfindung, dass Polizei und Staatsanwaltschaft ihrer Aufgabe gerecht würden. „Aber die Entscheidungen der Richter seien häufig zu milde“, sagte Schuster. An diesen Urteilen sei nichts Abschreckendes zu erkennen.

81. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau

Bereits im März 1933 errichtete das NS-Regime in Dachau ein Konzentrationslager. In zwölf Jahren starben dort über 40.000 Menschen an Hunger, Krankheiten, Folter, Mord und den Folgen der KZ-Haft. Amerikanische Soldaten befreiten die Gefangenen und das Lager am 29. April 1945. Im Mai 1965 eröffnete die „KZ-Gedenkstätte Dachau“ mit einer ersten Dokumentar Ausstellung. Ziel der Gedenkstätte ist es bis heute, an das Leiden und Sterben der Häftlinge zu erinnern und eine Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen zu fördern.

81 Jahre nach der Befreiung, am 3. Mai, gedachten Überlebende mit Vertretern verschiedener Opfergruppen und Repräsentanten des öffentlichen Lebens der Ermordeten und Betroffenen. Auch die jüdischen Gemeinden in Bayern sind Ausrichter einer Gedenkveranstaltung an der „Jüdischen Gedenkstätte“. Sie wurde am 7. Mai 1967 vom Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern eingeweiht. Der von Zvi Guttman entworfene, parabelförmige Bau führt auf einer Rampe in die Tiefe, womit an die Vernichtung des europäischen Judentums erinnert wird. Am tiefsten Punkt dringt durch eine Öffnung Licht in das Mahnmal. Eine aus Peki'in-Marmor gefertigte Menora – ein siebenarmiger Leuchter – befindet sich auf der Spitze des Gebäudes. Hier, an der Jüdischen Gedenkstätte, sprachen jetzt Dr. Josef Schuster, Präsident des Landesverbandes und des Zentralrats, und Dr. h.c. Charlotte Knobloch, Präsidentin der IKG München und Oberbayern. Wir dokumentieren Auszüge aus ihren Reden.

Redeauszug von Charlotte Knobloch

Mehr als 81 Jahre, nachdem die amerikanischen Truppen die Quälerei, die Ausbeutung und das Morden hier in Dachau beendet haben, kann niemand leugnen, dass die Ereignisse von damals dem ge-

lebten Gedächtnis der Menschen heute immer mehr entrückt sind. Mit jedem Tag, der vergeht, wird es leichter, das scheinbar Vergangene vergangen sein zu lassen.

Wer sich auf die Geschichte nicht aktiv einlässt, für den kann schnell der Eindruck entstehen, was damals geschehen ist, sei für uns heute ohne direkte Bedeutung. Also etwa so: Der Nationalsozialismus hat himmelschreiendes Unrecht begangen, aber diese Zeit ist zum Glück vorbei. Die Nazis sind besiegt, das Thema ist erledigt. Oder nicht? Ich sage: Nein! Denn dieses Denken ist es erst, das die Gefahren der Geschichte wieder zurückbringt. Diese Geisteshaltung hat der kluge Hape Kerkeling, selbst Enkel eines Überlebenden, vor wenigen Wochen ... als „Bequemlichkeit des Wegsehens“ beschrieben. Er meinte damit nicht nur das Abwenden der Augen, sondern vor allem auch die Trägheit der Herzen. Kerkeling münzte seine Formulierung auch ausdrücklich nicht auf die historische Situation, ... sondern er sprach vom Jetzt: von der Demokratie, die jede Generation neu für sich verteidigen müsse. Weil, das füge



Gedenkfeier der Jüdischen Gemeinden.

Foto: KZ-Gedenkstätte Dachau / Marion Vogel

ich hinzu, sie sonst keine Zukunft hat. Nicht jeder hat sich mit der Biographie seiner Großeltern oder Urgroßeltern in derselben ... Weise auseinandergesetzt wie Kerkeling. Viele vermeiden diesen Schritt bis heute ...

Wir sprechen immer von einer Zeit ohne Zeitzeugen, die doch im Grunde schon längst begonnen hat. Viele, mich selbst eingeschlossen, verweisen dann auf die Notwendigkeit, in dieser Situation den Staffeln der Erinnerung weiterzugeben... Einem zentralen Missverständnis aber müssen wir klar entgegenreten: Das Objekt dieser Erinnerung ist nicht die

Vergangenheit. Wir gedenken der Millionen Ermordeten und wir erinnern an die Angriffe auf die Menschlichkeit, die sich in früherer Zeit ereignet haben, weil wir es ihnen und uns schuldig sind. Weil wir verpflichtet sind – so wie jede Generation vor uns und nach uns. Heute und immer. Wir erinnern, damit in unserem Jetzt keine neuen Täter aufstehen. Damit auch wirklich niemand es wieder wagt, die Würde des Menschen anzutasten ...

Deshalb erinnern wir weiter an alle, die dem Holocaust zum Opfer gefallen sind. Deshalb gedenken wir aller, die in den Konzentrationslagern umgekommen sind.

Besonders auch der 41.000 Menschen, die genau hier, in Dachau, entrechtet, gepeinigt, gefoltert und ermordet wurden. Dieser Ort ist erfüllt von ihren verstummten Stimmen. Die Erinnerung werden wir niemals aufgeben ... Kerkeling sagte es treffend: „Wer die Erinnerung an die Opfer als Belastung empfindet, der vergisst, dass diese Erinnerung das Einzige ist, was uns vor einer Zukunft als Täter schützt.“ ... Ich habe mein Leben nach 1945 auf der Hoffnung aufgebaut, dass dieses Land sich nicht vergisst. Ich habe diese Hoffnung auch heute noch ... Am Israel Chai!

Redeauszug von Josef Schuster

Wenn wir uns heute, am 81. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau, an diesem von Leid durchtränkten Ort versammeln, tun wir dies auch vor dem Hintergrund einer besorgniserregenden Gegenwart: Das Fundament unserer Demokratie und die Sicherheit jüdischen Lebens sind heute wieder massiv bedroht. Unser Zusammenkommen darf daher kein bloßer Blick in die Vergangenheit sein, sondern muss als Weckruf für das Hier und Jetzt dienen.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, müssen wir uns einer grundlegenden Unterscheidung bewusstwerden: der Unterscheidung zwischen dem Erinnern und dem Gedenken.

Erinnern ist nichts, wozu man sich zwingen muss. Erinnern geschieht unwillkürlich, es kommt fast von allein. Überlebende der Shoa und wir, ihre Nachkommen, brauchen keinen Blick in den Kalender, um die Bilder der Vergangenheit vor Augen zu haben.

Als Angehöriger der zweiten Generation weiß ich, wie tief sich das Trauma der Shoa in die Lebenswege unserer Familien eingegraben hat. Wer vergisst schon seine Eltern, seine Geschwister, die Menschen, die man geliebt hat und die einem grausam entrissen wurden? Das Erinnern ist ein fester Bestandteil unserer Identität.

Das Gedenken hingegen ist nicht selbstverständlich. Gedenken ist ein bewusster, oftmals schmerzhafter Akt. Es erfordert den aktiven Willen, sich der Dunkelheit zu stellen. Für die Überlebenden und uns Nachkommen ist es eine enorme emotionale Bürde. Wir halten dieses Gedenken wach. Gegen den stetigen Widerstand des Verdrängens, gegen das Vergessen und vor allem gegen das Relativieren durch all jene, die dieses Leid nie ertragen mussten. Im vergangenen Jahr, zum 80. Jahrestag, war die internationale Aufmerksamkeit für diesen Ort groß. Runde Jahrestage ziehen Blicke auf sich. Doch heute, im 81. Jahr, stehen wir vor der entscheidenden Prüfung: Was passiert, wenn die großen,

medienwirksamen Daten vorüber sind? Wer steht dann noch hier? Wer schaut dann noch hin? Was geschieht, wenn die letzten Zeitzeugen, deren persönliche Berichte von unschätzbarem Wert sind, endgültig von uns gehen?

81 Jahre mögen für manche wie eine ferne Epoche klingen. Doch es ist unsere jüngste Geschichte. Eine Geschichte, deren Schatten bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Viele von uns haben damals noch nicht gelebt. Doch gerade für diejenigen, die heute ihre Zukunft noch vor sich haben und diese Gesellschaft gestalten, ist es essenziell, die Vergangenheit zu kennen. Ein Gespür für ihre beklemmende Aktualität zu gewinnen und daraus die zwingenden Konsequenzen für das eigene Handeln zu ziehen.

Hier, in Dachau, wurde die Blaupause für den gesamten nationalsozialistischen Terror geschaffen. Dachau war jenes frühe Modell, das später in der industriellen Vernichtung der Shoa gipfelte. Wir dürfen nicht vergessen, wie alles anfang: Bevor die Todeslager errichtet wurden, sperrten

die Nationalsozialisten an diesem Ort zunächst ihre politischen Gegner ein. Es begann mit Worten. Es begann mit der Diffamierung und Ausgrenzung Andersdenkender, bevor sich der Hass vollends radikalisierte. Das Lagerwesen offenbarte die perverse Dualität der Täter- und Opferperspektive. Für die Täter bot das System Struktur, Macht und Aufstieg. Für die Opfer – Juden, aber ebenso Sinti und Roma, Homosexuelle, politische Gefangene und so viele andere – bedeutete das gleiche System Willkür, Entrechtung und letztlich Vernichtung.

Widerstand bedeutete für die Inhaftierten zumeist keine gewaltsame Gegenwehr. Widerstand zeigte sich schon im täglichen Kampf um das bloße Überleben, um den kleinsten Funken Menschlichkeit, zum Beispiel in Form des heimlichen Sprechens eines Gebets. Dieser Lagerkomplex existierte nicht isoliert von der Außenwelt; er war tief eingebettet in eine Gesellschaft, die ihn aktiv mitschaffen hat. Die Infrastruktur des Terrors wurde unter Einbeziehung ziviler Kräfte errichtet. Die Lüge vom bloßen „Arbeitslager“ war für jeden zu durchschauen, der bereit war, hinzusehen. Dass dieses System des Terrors überhaupt funktionieren konnte, lag nicht allein am fehlenden Widerstand der Zivilbevölkerung. Es war vielmehr das aktive Mitschaffen, das diese Gräueltaten erst möglich machte.

Warum mahnen wir dies heute so eindringlich an? Weil wir spüren, dass sich das gesellschaftliche Klima in unserem Land auf gefährliche Weise verschärft. Wir erleben eine Verrohung des Diskurses, die uns zutiefst beunruhigen muss. Das zuvor Undenkbare wird wieder sagbar. Heute wird wieder verhandelt, was eigentlich unantastbar sein sollte: die Sicherheit jüdischen Lebens als selbstverständlicher Teil der deutschen Gesellschaft ... Lassen Sie uns daher nicht nur passive Wächter der Erinnerung sein. Lassen Sie uns aktive Verteidiger unserer Gegenwart sein.



Die jüdische Gedenkstätte im ehemaligen KZ-Dachau. Foto: Muggenthaler

Anna Novikov neue Leiterin des JSZ in Würzburg

WÜRZBURG. Da haben sich zwei gefunden! Das Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken und deren neue Leiterin, Dr. Anna Novikov, könnten besser nicht zusammenpassen. Ein perfektes Gespann. 1978 in Alma-Ata geboren, kam die renommierte Historikerin schon als kleines Mädchen mit ihrer Familie nach Jerusalem. An der Hebräischen Universität in Jerusalem promovierte sie 2014 mit einer Dissertation über jüdische und oberschlesische Identitätskonflikte im Grenzraum während der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Als Austausch-Studentin hatte sie zuvor ein Jahr lang an der Universität in Warschau geforscht. Weitere Stationen ihrer Laufbahn führten sie unter anderem nach Heidelberg, Krakau, Oxford, New York, Berlin, Köln und Leipzig. Ein- einhalb Jahre lang leitete sie die Ostmitteleuropäische Abteilung in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. 2019 folgte sie einem Ruf an das Interdisziplinäre Forschungszentrum Ostseeraum Greifswald. Am 1. Dezember 2025 trat sie ihre neue Stelle in Würzburg an.

Nach den ersten hundert Tagen in ihrer neuen Wirkungsstätte hat sich Anna Novikov offensichtlich schon gut eingelebt. Umrahmt von hohen Bücherregalen sitzt sie bestens gelaunt an ihrem Schreibtisch. Vor allem hat sie bereits recht genaue Vorstellungen, was sie in nächster Zeit anpacken wird. Insbesondere will sie den interkulturellen und interreligiösen Dialog voranbringen, wie sie bei einer Tasse Tee betont. Miteinander ins Gespräch zu kommen, verhindere Missverständnisse und baue Vorurteile ab. Erst vor kurzem vertrat Anna Novikov daher

das Johanna-Stahl-Zentrum bei einer Podiums-Diskussion zum Thema Antisemitismus.

Noch immer sei das Zusammenleben von Juden und Nicht-Juden von zahlreichen Stereotypen geprägt, bedauert die Wissenschaftlerin. Deshalb habe sie sich auch fest vorgenommen, regelmäßig in Schulen zu gehen und Vorträge zu halten. Außerdem plane sie noch im Lauf dieses Jahres mit drei verschiedenen Ausstellungen über die jüdischen Gemeinden in Unterfranken zu informieren. Gegen Vorurteile helfen eben nur Informationen.

Und noch etwas liegt Anna Novikov sehr am Herzen: wie sie festgestellt hat, verfügt das Johanna-Stahl-Zentrum über eine der bedeutendsten Bibliotheken in Bayern zum Thema Judaistik. Aber Bibliotheken sind nur so gut wie die Möglichkeiten sie zu nutzen. Nach ihren Vorstellungen soll daher der Buchbestand in den kommenden Jahren weiter gepflegt und vor allem via Online-Zugang allen Forschern zugänglich gemacht werden.

Anna Novikovs wissenschaftliche Arbeiten, für die sie bereits mit etlichen renommierten Forschungspreisen ausgezeichnet wurde, beschäftigen sich insbesondere mit der politischen und kulturellen Geschichte Ostmitteleuropas sowie mit der Erinnerungskultur. Geschichte sichtbar zu machen, zu „visualisieren“, wie sie es ausdrückt, sei ein zentrales Anliegen ihrer Arbeit. Sie wolle die Erinnerungsgeschichte durch persönliche Narrative fassbar machen. Mit anderen Worten: „Der Vergangenheit ein Gesicht geben“, wie sie sagt.

Hierbei kommt der neuen Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums ihre jahrelange Erfahrung als Vermittlerin verschiedener

Bildungsprogramme zugute – etwa durch ihre Arbeit in der Vorstandschaft des „Women in the Holocaust International Study Center“ sowie den vielen Workshops und den internationalen Fortbildungen zu jüdischer Geschichte und der Holocaust-Education, an denen sie bereits mitgewirkt hat. Zugute kommen ihr dabei aber auch ihre vielen Freunde, die sie überall auf der Welt hat. Schließlich spricht Anna Novikov fünf Sprachen fließend: Englisch, Polnisch, Deutsch, Russisch und Hebräisch.

Einer ihrer weiteren Forschungsschwerpunkte ist die Geschichte der Mode. Kleidung sei immer auch ein Stück eigener Identität. So gesehen begreift Novikov die Mode als eine bestimmte Art von Kommunikation – und als solche zugleich als Ausdruck von Politik. Dass Anna Novikov auch privat modische Kleidung schätzt, ist unübersehbar: Zum Pressegespräch erscheint sie in einer eleganten Marlene-Dietrich-Hose und einem dunklen, mit einer langen Reihe goldener Knöpfe hoch geschlossenen Blazer. Sie gehe aber ebenso gern in ihrer Freizeit zum Wandern oder höre Musik, sagt sie. Heavy Metal zum Beispiel oder experimentelle Musik und Rockabilly, aber auch neue deutsche Welle. Die 1920er und die 1980er Jahre hätten viel miteinander gemeinsam, erklärt die junge Wissenschaftlerin ihr Faible für Altes und Neues. Beide Jahrzehnte seien nämlich geprägt durch Kreativität und Freiheit.

Kreativität und Freiheit habe sie auch an Berlin immer geschätzt – daher sei sie von Greifswald aus regelmäßig in die deutsche Hauptstadt gefahren. Das Freiheitliche, das Exzentrische und das Dynamische habe nach dem Fall der Mauer junge Leute aus der ganzen Welt nach Berlin gezogen. Umso schmerzhafter empfand Anna Novikov die antisemitischen Erfahrungen, die sie dort nach dem 7. Oktober 2023 und dem Überfall der Hamas-Terroristen auf Israel gemacht habe.

Würzburg komme ihr im Vergleich zu Berlin eher unaufgeregt vor. Eine Stadt mit viel Sinn für Kunst und Kultur. Allerdings habe sie noch keine Zeit gefunden, um das Würzburger Nachtleben tatsächlich zu erkunden. Immerhin: Ein Glas Wein, einen „Schoppen“, wie man in Unterfranken sagt, habe sie auf der auch bei Touristen so beliebten alten Mainbrücke im Herzen der Stadt schon getrunken. „Einen trockenen Silvaner natürlich!“ In Würzburg ist das erfahrungsgemäß der erste Schritt, um in der Main-Metropole heimisch zu werden.



Dr. Anna Novikov in der Bibliothek des Johanna-Stahl-Zentrums.

Foto: MM

Markus Mauritz

HEIDELBERG. Die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS) lädt regelmäßig prominente Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und ausgewiesene Experten zur „Heidelberger Hochschulrede“ ein. Anfang des Jahres war Karin Prien, Bundesministerin für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend Gast der HfJS in der Alten Aula der Universität Heidelberg. Die erste Ministerin im Bundeskabinett mit jüdischen Wurzeln sprach zum Thema „Perspektiven der Antisemitismusprävention in schulischen und außerschulischen Kontexten nach dem 7. Oktober“. Nach ihrer beeindruckenden Rede stellte sich die Ministerin den Fragen des Publikums, und Prien wandte sich auch direkt an die jüdische Gemeinschaft. Sie wünsche sich, dass sich Jüdinnen und Juden nicht aus dem öffentlichen Diskurs zurückziehen, sondern ihre Positionen deutlich hörbar einbringen. Die geplante Jüdische Akademie sei dafür ein zentrales Forum. Zugleich kritisierte sie eine verbreitete deutsche Haltung, in der viel „über Juden, oft auch über tote Juden, aber zu wenig mit Jüdinnen und Juden selbst“ gesprochen werde. Hier müsse sich die Mehrheitsgesellschaft verändern – und umgekehrt brauche es eine jüdische Community, die sich selbstbewusst zu Wort meldet. Wir dokumentieren nachfolgend die Hochschulrede der Ministerin. bere.

Heidelberger Hochschulrede Bildung, Haltung, Empathie

Von Bundesministerin Karin Prien

Am 9. November 2025, habe ich in der Portugiesischen Synagoge Amsterdam im Gedenken an die Opfer der Reichspogromnacht gesprochen. Gemeinsam unter anderem mit der Schriftstellerin Jessica Durlacher. Sie sagt zur Lage nach den grauenhaften Ereignissen des 7. Oktober 2023 – ich zitiere: „Das Tabu gegen den Hass, nach dem Holocaust aus Höflichkeit aufgestellt, hat sich als zerbrechliches Gewebe erwiesen. Und jetzt ist es zerrissen. Das Biest ist zurück.“ Und der Abgeordnete des Europäischen Parlaments, Sergey Lagodinsky, fand hier in seiner Heidelberger Rede im vergangenen Frühsommer ernüchternde Worte. Zitat: „Die Erinnerungsrepublik Deutschland ist zu Ende.“ Viele Deutsche würden die NS-Zeit nicht mehr im Zusammenhang mit ihrer eigenen Verantwortung für die Geschichte empfinden, sagt er. Für Lagodinsky eine allmähliche Entwicklung, die sich durch die Folgen des 7. Oktober noch verstärkt und beschleunigt. Beide Aussagen treffen

mich aus zweierlei Gründen ins Herz. Zum einen bin ich Nachfahrin großer jüdischer Familien, die ermordet und vertrieben wurden. Das Gefühl der Entwurzelung, der Unsicherheit, der Sorge vor Diskriminierung, vor einer Entsolidarisierung gegenüber Jüdinnen und Juden: Das ist ein tiefsitzender Teil meiner Familiengeschichte und Identität.

Zum anderen beobachte ich als Bildungsministerin und Teil der viel gescholtenen Boomer-Generation die Entwicklungen in Deutschland. Wie antisemitische Deutungsmuster vielerorts normalisiert werden. Wie Jüdinnen und Juden sich weiter nicht sicher fühlen, oft noch weniger als vor ein paar Jahren. Und da muss ich mich und meine Generation kritisch fragen: Was haben wir falsch gemacht? Was können und müssen wir besser machen?

Schulische Bildung hier als Allheilmittel zu sehen, würde die Institutionen überfordern. Aber – und denken Sie sich dieses „aber“ in Großbuchstaben: Bildung –

schulisch und außerschulisch – kann entscheidende Weichen stellen: Wenn wir dafür sorgen, dass unsere Bildungseinrichtungen dafür auch die Möglichkeiten haben. Und wenn wir ein ganzheitliches Bildungsverständnis an den Tag legen, das alle mit einbezieht. Bildung ist viel mehr als Wissensvermittlung, das wissen Sie und ich. Wir verlassen uns darauf, dass unsere Kinder in Bildungseinrichtungen zu mündigen Bürgerinnen und Bürgern erzogen werden. Dass sie lernen, kritisch zu denken. Dass sie sich persönlich entfalten können. Und dass sie lernen, empathisch zu sein und sich mit anderen Menschen auseinanderzusetzen, friedlich und respektvoll.

Was wir unter einer guten Bildung verstehen, ist aber immer auch Ausdruck dessen, was eine Gesellschaft für bewahrenswert hält, und was sie zu schützen bereit ist. In Deutschland stand das lange außer Frage. Nach den entsetzlichen Verbrechen im nationalsozialistischen Deutschland, nach dem Menschheitsverbrechen der Shoa, war es Jahrzehnte lang feste Gewissheit: Jüdisches Leben muss geschützt werden, ein solches Verbrechen darf sich nie wiederholen. „Nie wieder!“

Um dieses Schutzversprechen einzulösen, galt Bildung als ein zentraler Schlüssel. Und Bildung hat, so empfinde ich es, dieses Versprechen auch in Teilen eingelöst. Doch der 7. Oktober 2023 und seine Folgen haben diese Gewissheit erschüttert. Ebenso das Vertrauen in den Erfolg von Bildungsarbeit gegen Antisemitismus. Die Welle der Gewalt gegen Jüdinnen und Juden weltweit, die Rechtfertigungen von antisemitischen Übergriffen, die Relativierungen und vor allem die Sprachlosigkeit: Sie haben mehr als deutlich gemacht, wie schnell demokratische Grundwerte ins Wanken geraten: Werte wie die unantastbare Würde des Menschen, wie das klare Ächten von Hass und Willkür gegen Gruppen.



Bundesministerin Karin Prien.

Fotos (5): HfJS Heidelberg

Seit dem 7. Oktober 2023 erleben wir es deutlich häufiger, dass antisemitische Deutungsmuster normalisiert werden, auch in Bildungseinrichtungen. Viele jüdische Kinder, Jugendliche und Studierende berichten seitdem, dass sie vorsichtig geworden sind. In der Schule, auf dem Campus. Und damit an Orten, an denen eigentlich dazu beigetragen werden soll, das Schutzversprechen des „Nie wieder!“ einzulösen. Mehr noch: In der Gesellschaft, im Netz, ja auch und gerade an vielen Schulen und Universitäten werden Antisemitismus, aber auch Rechtsextremismus, autokratische und antidemokratische Tendenzen (von rechts, links und aus migrantischen Milieus) wieder gesellschaftsfähig.

Das alles geschieht in einer Welt der Unsicherheiten. Vieles, was vor kurzer Zeit kaum vorstellbar war, ist geschehen und geschieht. Gewissheiten lösen sich auf. Es ist für alle schwer, Jung und Alt, sich darauf einzustellen. Aber wir müssen es. Und wir können das. Und ja, Bildung spielt hier weiter die zentrale Rolle. Sie ist ein zentraler Faktor dafür, dass junge Menschen lernen, in einer demokratischen Gesellschaft friedlich zusammenzuleben. Dass sie urteilsfähig sind und in die Lage versetzt werden, verantwortlich zu handeln. Jede Bildungsinstitution – von der Kita bis zur Schule und zur Universität – trägt eine Verantwortung für unser gesellschaftliches Miteinander. Sie alle haben aber auch die große Chance, dieses Zusammenleben aktiv und positiv mitzugestalten.

Es geht darum, 80 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz junge Menschen zu erreichen, die keine Großeltern mehr haben, die als Täter oder Opfer Zeitzeugen des Geschehens waren. Ihre Empathie zu wecken und ihnen zu vermitteln, was historische Verantwortung heute bedeutet. Es geht darum, zu vermitteln: Die Vernichtung europäischer Jüdinnen und Juden kam nicht aus dem Nichts.

Antisemitismus war schon lange gesellschaftsfähig. Er ist es in Teilen wieder. Er ist damit alles andere als ein abgeschlossenes Kapitel der Geschichte. Das spüren wir schmerzlich. Antisemitismus ist hartnäckig. Und er erlebt in gesellschaftlichen Krisenzeiten seinen Aufschwung, in Deutschland, Europa und weltweit. Er entfaltet dabei eine zerstörerische Kraft, die ausgrenzt, verletzt, entmenschlicht und tötet, wie wir zuletzt bei den Chanukka-Feierlichkeiten zum Jahresende in Australien miterleben mussten, wo friedlich feiernde, arglose Jüdinnen und Juden, Alt und Jung, Opfer blinden antisemitischen Hasses wurden.

Vor diesem Hintergrund ist Bildungsarbeit gegen Antisemitismus ganz ohne Frage kein „Zusatzauftrag“. Keine thematische



HfJS-Rektor Dr. Andreas Brämer.

Einheit im Schulunterricht, die man „auch noch“ behandeln muss, kein „nice to have“. Sich mit Antisemitismus in all seinen Ausprägungen zu befassen, historisch wie gegenwärtig, das ist unverzichtbarer Bestandteil einer funktionierenden Demokratiebildung. Und zwar sowohl in der Schule als auch in außerschulischen Kontexten, etwa im Sportverein.

Antisemitismuskritische Bildungsarbeit verortet Antisemitismus nicht ausschließlich historisch, sondern erkennt ihn als Gegenwartserfahrung an. Ich sehe diese Bildungsarbeit als ein Zusammenspiel von Wissen, Selbstreflexion und Empathiefähigkeit. So lernen junge Menschen eine Haltung, die sich gegen Hass und Diskriminierung positioniert und damit unsere Demokratie insgesamt resilient macht. Der 7. Oktober 2023 und seine Folgen sind nicht Ausgangspunkt unseres pädagogischen Auftrags. Aber der Horror dieses Tages hat dessen Dringlichkeit noch einmal schmerzhaft verdeutlicht. Er hat uns gezeigt, wie rasch Feindbilder mobilisiert und demokratische Grundsätze in Frage gestellt werden. Ich denke dabei immer wieder an das berühmte Zitat Hannah Arendts:

„Vor Antisemitismus aber ist man nur noch auf dem Monde sicher.“ Lehrerinnen und Lehrer, pädagogische Fachkräfte, Hochschulen und Jugendeinrichtungen müssen in einer solchen Situation weit mehr tun, als Wissen zu vermitteln: Sie müssen Schutz gewährleisten, Orientierung ermöglichen und Konfliktfähigkeit lehren. Kurz nach dem 7. Oktober habe ich als damalige Ministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur in Schleswig-Holstein den Schulen einen Brief geschrieben und gebeten, dass sie das Thema im Schulunterricht behandeln. In der Folge hat das Ministerium schnell Unterrichtsmaterial und Fortbildungsan-

gebote auf einer digitalen Plattform zur Verfügung gestellt.

Es war gut, dass wir hier flexibel reagieren und Lehrkräften so auch etwas Sicherheit vermitteln konnten. Denn es darf nicht passieren, was Meron Mendel, Direktor der Bildungsstätte Anne Frank, in einem Podcast berichtete: Dass Lehrkräfte nach dem 7. Oktober selbstverständlich in ihren Klassen über den Hamas-Angriff reden wollten, aber die Schulleitung das untersagte. Man wolle „den Schulfrieden nicht gefährden“.

Ich muss hier wohl nicht erklären, dass aus meiner Sicht so auf jeden Fall der Schulfrieden auf dem Schulhof gefährdet wird. Und die Sicherheit mancher Schülerinnen und Schüler gleich mit, von der Konfliktscheu dieser Schulleitungen ganz zu schweigen. Diese Anekdote zeigt aber auch: Was für ein gesellschaftlicher Sprengstoff im Umgang mit dem Nahostkonflikt an Schulen steckt, ist den Schulen sehr bewusst. Aber es fehlt offenbar an solidem Grundwissen, Haltung, Strategien.

Ja, der Umgang mit Antisemitismus ist heute eine, wenn nicht die pädagogische Herausforderung an vielen Schulen und Bildungsinstitutionen. Antisemitismus ist enorm anpassungsfähig, er ist wandelbar und tritt zudem in unterschiedlichen Formen auf: rassistisch, religiös, israelbezogen, verschwörungsideologisch, in Form von Holocaustleugnung oder -verzerrung. Er kann sich offen zeigen oder auch mit wechselnden Codes, online und offline, an den extremen Rändern der Gesellschaft und genauso in ihrer Mitte. Die Psychologin und Antisemitismusforscherin Marina Chernivsky spricht deshalb von „Mehrfachverortungen“, die die pädagogische Arbeit komplex machen: Gerade weil es keinen einheitlichen Ausdrucksdruck des Feindbildes gibt.

In Schulen begegnet uns Antisemitismus als Provokation, als gruppenbezogene Abwertung, als beiläufiger Kommentar. Er ist nicht immer Ausdruck einer festen ideologischen Überzeugung. Oft ist er vielmehr Resultat mangelnder historischer und politischer Bildung, fehlender Empathie. Und doch spiegelt sich in jeder Variante, wie tief antisemitische Denkmuster gesellschaftlich verwurzelt sind, wie abrufbar und in vielen Bereichen anschlussfähig sie geblieben sind.

Viele weitere Dynamiken spielen noch mit hinein und fordern die schulische, aber auch die außerschulische Bildungs- und Jugendarbeit heraus: Allen voran der digitale Bereich, in dem antisemitische Verschwörungserzählungen zirkulieren. Ebenso natürlich allgegenwärtige transnationale Konflikte, die im Klassenzimmer, in Hörsälen und Jugendeinrichtungen verhandelt werden – oder eben gerade nicht. Und auch emotionale Mobilisierungen: die Ausnutzung von Ängsten, Ressentiments, Neid, fanatischer Hass und vieles mehr, dem sich Jugendliche – und viele Erwachsene – offenbar nicht entziehen können, die sie aber zugleich überfordern.

Wir brauchen also eine antisemitismuskritische Bildungsarbeit, die all diese Dimensionen erkennt, die Komplexität aushält und unterschiedliche Perspektiven berücksichtigt. Alles andere als eine leichte Aufgabe. Aber ich möchte das Thema auf für mich zentrale Bestandteile herunterbrechen: Wissensvermittlung, Haltung, Emotionen und das Entwickeln von Empathie, Konfliktfähigkeit, (Digitale) Medienkompetenz und eine moderne, lebendige Sicht auf jüdisches Leben in Deutschland. Ohne Wissen geht es nicht, daher steht dieser Bereich für mich an erster Stelle.

Schülerinnen und Schüler müssen die Geschichte des Antisemitismus kennen:

Von der religiösen Judenfeindschaft über Verschwörungsdenken, den modernen rassistischen Antisemitismus bis zum holocaustbezogenen Antisemitismus, so wie dem derzeit grassierenden israelbezogenen Antisemitismus. Schülerinnen und Schüler müssen verstehen, wie sich Feindbilder formen, wie Ideologien funktionieren, wie Ausgrenzung politisch wirksam wird.

Ich spreche mich immer wieder für gut vorbereitete Gedenkstättenbesuche aus. Wie Volkhard Knigge, der frühere Leiter der Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora sagte: Gedenkstätten sind keine „antifaschistischen Durchlauferhitzer“. Dem stimme ich zu. Aber wenn sie gut vor- und nachbereitet werden, wenn junge Menschen hier Vergangenheit wirklich lernen zu begreifen, hat so ein Besuch eine besondere und tiefe Wirkung.

Um Antisemitismus in all seinen Formen begreifbar zu machen, benötigen wir geschulte Lehrkräfte. Lehrkräfte, die dazu in der Lage sind, Wissen zu vermitteln, ohne Stereotypisierungen fortzuschreiben. Lehrkräfte, die auch bereit sind, ihre eigenen gegebenenfalls vorhandenen antisemitischen Denkmuster zu reflektieren. Antisemitismuskritische Bildung ist deshalb auch professionelle Bildung. Sie gibt pädagogischen Fachkräften Werkzeuge an die Hand und schafft Handlungssicherheit.

Lehrkräfte müssen auch fundierter über die Geschichte des Nahen Ostens Bescheid wissen, über Ausgrenzung und Verfolgung. Das ist die sicherste Grundlage, um bei Diskussionen mit der Schülerschaft nicht für die eine oder andere Seite in Haftung genommen zu werden, sondern Diskussionen wirklich auszuhalten, kritisch zu führen und resilient zu sein. Und um auf eine veränderte Schülerschaft einzugehen können, auf zuge-

wanderte Schülerinnen und Schüler, die in ihrer Familiengeschichte keinen Bezug zur Zeit des Nationalsozialismus haben. Das alles funktioniert aber nur, wenn es entsprechende Fort- und Weiterbildungen gibt, und wenn Lehrpläne die Befassung mit Antisemitismus auch konkret vorsehen. Das ist aber selbst in Fächern wie Geschichte, Politik und Religion nicht überall der Fall. Und natürlich brauchen wir mehr als eine pflichtbewusste Abhandlung.

Wir wissen, dass das geht: Der Zentralrat der Juden in Deutschland, die Kultusministerkonferenz und auch die Bund-Länder-Kommission der Antisemitismusbeauftragten haben erreicht, dass die Empfehlungen für die Lehrerbildung im Bereich der Antisemitismuskompetenz in die Studienpläne der Universitäten eingearbeitet wurden. Ähnlich könnten die Schulen nachziehen. Und damit komme ich zum nächsten zentralen Punkt: nämlich Haltung! Haltung entsteht durch Wissen, und sie entsteht durch Empathie, in dieser Kombination. Lehrkräfte brauchen Haltung, und sie müssen Schülerinnen und Schülern beibringen, ihre eigene zu entwickeln.

Eigentlich eine Selbstverständlichkeit: Lehrkräfte sind nicht neutral und dürfen es nicht sein. Sie sind Vertreterinnen und Vertreter des Verfassungsstaates. Artikel 1 Grundgesetz ist die zentrale Norm für jedes staatliche Handeln. Wenn ein Schüler oder eine Schülerin antisemitische Thesen äußern, wenn er oder sie extremistische, menschenverachtende Sprüche macht, dann müssen Lehrkräfte Position beziehen. Die Alternative für Deutschland (AfD) versteht den Beutelsbacher Konsens hier (wohl aus Prinzip) falsch: Es geht ja tatsächlich vielmehr darum, ihn auch wirklich einzuhalten. Keine Überwältigungspädagogik, sondern junge Menschen befähigen, sich selbstständig ein Urteil zu bilden, indem Perspektiven beleuchtet und kontrovers diskutiert werden.

Wir müssen im Bildungsbereich Räume schaffen, in denen es möglich ist, sich mit Ambivalenzen auseinanderzusetzen, Perspektiven zu wechseln, zu differenzieren, die moralische Urteilsfähigkeit auszubilden. Und nicht, wie in Meron Mendels Anekdote: Verzicht auf schwierige Diskussionen aus Angst vor Konflikten. Eine Haltung zu bilden, ist ein aktiver, ein reflektierter Prozess. Er hat auch zum Ziel, das Verständnis für demokratische Werte zu stärken und aktiv Antisemitismus, Rassismus und anderen Formen der Diskriminierung entgegenzutreten.

Damit beides fruchten kann – die Anwendung von Wissen und das Entwickeln einer Haltung – braucht es einen dritten Aspekt, der bei der antisemitismuskriti-



Prof. Barbara Traub, Vorstand IRG Württemberg, Vorsitzende des Hochschulkuratoriums.

schen Bildung noch nicht oft beleuchtet wird: Die Auseinandersetzung mit Emotionen. Denn gerade Antisemitismus ist stark von Emotionen geprägt, zum Beispiel Angst, Wut, Neid oder Schuldabwehr. Und gerade in Bildungsprozessen zum Thema kommt es immer wieder zu Abwehrreaktionen: bei Schülerinnen und Schülern, aber auch bei pädagogischen Fachkräften und Eltern.

Bildungsarbeit muss das erkennen, muss Raum lassen für die Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen und denen anderer, um Empathie zu entwickeln und zu stärken – für mich eine der Grundlagen für ein funktionierendes demokratisches Miteinander. Emotionen können und sollen nicht aus Bildung ausgeklammert werden. Im Gegenteil: Nachhaltiges Lernen kann besonders gut funktionieren, wenn Bildungsarbeit sich dieser Emotionen bewusst ist und mit ihnen arbeitet. Einige Projekte, die im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“ von meinem Ministerium derzeit gefördert werden, tun das bereits. Wenn in Klassenzimmern nach dem 7. Oktober 2023 Sprachlosigkeit herrschte, wenn notwendigen Gesprächen ausgewichen wurde – dann wurde der vierte wichtige Bestandteil von Bildungsarbeit gegen Antisemitismus ignoriert: Die Förderung von Konfliktfähigkeit.

Pädagogische Fachkräfte müssen antisemitische Äußerungen erkennen und adressieren, sie dabei weder bagatellisieren noch dramatisieren. Sie müssen Grenzen setzen und dennoch die Möglichkeit zum Gespräch offenhalten. Dafür braucht es klare Voraussetzungen: Eine gute Lehrkräfteausbildung an den Universitäten, qualitativ hochwertige Fortbildungen mit festen Qualitätsstandards, multiprofessionelle Teams und klare institutionelle Leitlinien. Und fünftens – der derzeit vielleicht wichtigste Bestandteil antisemitismuskritischer Bildungsarbeit: Medienkompetenz, vor allem: digitale Medienkompetenz.

Sie muss ein fester Bestandteil jeder Präventionsarbeit sein. Denn digitale Desinformation und die Verbreitung von ganz alten Verschwörungsmäthen in neuer Verpackung sind ein zentraler Motor von Antisemitismus. Antisemitische Narrative verbreiten sich im Netz rasend schnell – über Memes, Bilder, Videos, Schlagworte. Und natürlich erreichen sie gerade auch Kinder und Jugendliche. Weil sie vereinfachen, emotionalisieren, ja, auch unterhalten. Die Logik der Plattformen – die Polarisierung belohnt und Empörung verstärkt – wirkt wie ein Brandbeschleuniger. Und machen wir uns nichts vor: Desinformation ist weder Zufall noch dient sie allein den Plattformen, um mehr Reichweite und Interaktionen zu haben. Sie ist



Abraham Lehrer, ZR-Vizepräsident.

ein strategisches Werkzeug, mit dem bewusst Vertrauen untergraben wird – und das gesellschaftliche Gruppen gegeneinander ausspielt. Wer Antisemitismus verstehen will, muss deshalb auch Desinformation in sozialen Räumen verstehen. Und wer Antisemitismus durch Bildungsarbeit entgegenwirken will, muss diese Mechanismen aufzeigen und die digitale Lesefähigkeit von jungen Menschen fördern: Wie funktionieren Narrative? Wie wirken Bilder? Wie lässt sich zwischen Kritik, Propaganda und Desinformation unterscheiden? Hierfür braucht es gute Werkzeuge, für Schülerinnen und Schüler, für Fachkräfte und auch für Eltern. Sie müssen antisemitische Inhalte erkennen und kritisch einordnen können.

Ich freue mich, dass Sie an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg mit einem vom Bundesprogramm „Demokratie leben!“ geförderten Projekt vorbildlich vorgehen: Sie schulen Medienkompetenz im Zeichen des Nahostkonflikts, machen antisemitische Stereotype in – in diesem Fall vor allem linken – Erklärungsmustern bewusst, wie sie an Schulen und Universitäten verbreitet sind. Ziel des Projekts ist es, jungen Menschen mit Affinität zu linksextremen Orientierungen demokratische Handlungsoptionen zu zeigen, sich mit linker Militanz kritisch auseinanderzusetzen und Konflikte gewaltfrei und demokratisch zu bearbeiten. So kann es gehen!

Und wir dürfen nicht vergessen: Wir können die Möglichkeiten des Digitalen auch selbst nutzen. Der Digitalpakt 2.0 bietet eine gute Gelegenheit, digitale Bildungsangebote an Schulen zu stärken und damit auch Antisemitismus präventiv entgegenzuwirken. Es gibt ja bereits beeindruckende digitale Projekte, die genutzt werden können, wie die virtuelle Führung durch die Auschwitz-Gedenkstätte.

Und gerade im ländlichen Raum, in dem ein direkter, realer Kontakt zu jüdischen Gemeinden oder der Besuch einer Gedenkstätte vielleicht nicht so leicht möglich sind, sind digitale Plattformen und Bildungsangebote eine tolle Lösung. Auch mit virtuellen Begegnungen, Online-Seminaren und digitalen Exkursionen kann jüdisches Leben nähergebracht, Verständnis gefördert – und letztlich Antisemitismus vorgebeugt werden.

Vor uns liegen zentrale Entwicklungsaufgaben. Und sie sind nur umsetzbar, wenn alle an einem Strang ziehen: Bund, Länder, Expertinnen und Experten aus der Wissenschaft und aus der jüdischen und nichtjüdischen Zivilgesellschaft. Ganz grundlegend ist es, verlässliche Strukturen zu schaffen: Dafür brauchen wir bundesweit verbindliche Standards für die antisemitismuskritische Bildungsarbeit. Wir brauchen langfristige Programme, eine stabile Finanzierung und klare Verantwortlichkeiten.

Das Bundesbildungsministerium leistet hier seinen Beitrag: Zum Beispiel über den Kooperationsverbund gegen Antisemitismus, ebenso gefördert durch das Bundesprogramm „Demokratie leben!“. Die Mitglieder des Verbunds entwickeln Qualitätsstandards und schulen Pädagoginnen und Pädagogen zu Bildungsarbeit mit dem Fokus auf Antisemitismus. Und wir fördern das Projekt „Kindgerechte Bildung gegen Antisemitismus“, das Konzepte für die Arbeit schon mit Grundschulkindern entwickelt.

Ein Aspekt ist mir bei der Prävention von Antisemitismus besonders wichtig – auch bei der Arbeit meines Ministeriums, und damit komme ich zu einem letzten, mir sehr wichtigen Aspekt: Ich möchte, dass wir jüdisches Leben in Deutschland in all seiner Vielfalt sichtbar machen. Besonders am Herzen liegt mir dabei die

geplante Einrichtung des Yad Vashem Education Centre, die von meinem Ministerium begleitet wird. Die Förderung von zwei Millionen Euro ist in der Bereinigungssitzung des Deutschen Bundestags bestätigt worden.

Es wird seit einigen Jahren immer klarer, dass die Erinnerungskultur in Deutschland weiterentwickelt werden muss. Sie muss zu den jungen Menschen von heute passen, insbesondere zu der Altersgruppe zwischen sechs und dreißig Jahren, die aktuell die Schulen und Universitäten besuchen. Die Zeitzeugen, die eine wichtige Rolle in der Vermittlung spielen, sterben nach und nach.

Hier können Einrichtungen wie das Yad Vashem Education Centre eine Lücke füllen. Yad Vashem ist ja nicht nur eine Gedenkstätte, sondern auch eine Bildungs- und Forschungsstätte. In Deutschland arbeiten die Bundesländer seit vielen Jahren sehr eng mit Yad Vashem im Bereich der Holocaust-Erziehung und Weiterbildung von Lehrkräften zusammen. Ein solches Bildungszentrum soll, das wünsche ich mir, eine Strahlkraft in ganz Deutschland haben, bis in die Nachbarländer hinein. Das soll durchaus ein europäischer Ort sein, der aber zugleich die besondere Symbolkraft hat, in Deutschland zu sein.

Dieses Projekt steht damit für mich sinnbildlich dafür, wie Antisemitismusprävention sein muss: Vielfältig, modern und multiprofessionell. Sie geht längst über den Auftrag an die Lehrkräfte hinaus. Wir brauchen Sozialpädagogen, Psychologen, politische Bildung, Historiker, eine gute Elternarbeit, lokale Expertise, digitale Angebote und spannende, greif- und begreifbare Angebote vor Ort. Um der Sichtbarkeit und Vielfalt Rechnung zu tragen, habe ich in meinem Ministerium außerdem eine Stabsstelle für jüdisches Leben und den zivilgesellschaftlich-reli-

giösen Dialog eingesetzt. Aber das ist nur ein Hebel unter vielen. Ich wünsche mir, dass wir uns alle für diese Sichtbarkeit einsetzen.

Wir erzählen in Deutschland die Geschichte von Jüdinnen und Juden oft allein über die Opfer der Shoa. Machen wir doch den jüdischen Widerstand sichtbarer, zum Beispiel die starken jüdischen Männer und Frauen, die in den Ghettos als Partisanen unter schwierigsten Bedingungen Widerstand geleistet haben – diese Vorbilder! So wie es zum Beispiel Prof. Andrea Löw, Leiterin vom Münchner Zentrum für Holocaust-Studien am Institut für Zeitgeschichte tut: Sie sagt zurecht – man nimmt den Menschen auch noch die Individualität und die Würde, wenn wir sie nur als „passive Opfer“ darstellen.

Genauso können wir uns auch mehr damit befassen, welchen Beitrag jüdische Menschen zur deutschen Geschichte und Kultur geleistet haben. Von Rahel Varnhagen über Felix Mendelssohn Bartholdy und Heinrich Heine bis zu Bertha Pappenheim. Oder Albert Einstein und die anderen großen jüdischen Physiker. Oder schauen wir, was jüdisches Leben ganz aktuell ausmacht: Wenn ich beispielsweise Veranstaltungen besuche wie die Jewrovision, den Musik- und Tanzwettbewerb jüdischer Jugendzentren in Deutschland, dann merke ich immer wieder: Das ist eine Welt, von der viele nicht einmal wissen, dass es sie überhaupt gibt. Aber sie zeigt: Ein vielfältiges, lebendiges jüdisches Leben, das gibt es in Deutschland. Das müssen junge nicht-jüdische Menschen noch stärker erfahren. Und ich wünsche mir auch, dass Lehrmaterialien die Bandbreite jüdischer Identität und Kultur besser widerspiegeln und aktuelle Perspektiven einbeziehen.

Ich denke, ich habe deutlich gemacht: Der Umgang mit Antisemitismus zeigt,

wie ernst es eine Gesellschaft mit Menschenrechten, mit Pluralismus und mit der Unteilbarkeit von Würde meint. Antisemitismusprävention gehört unverzichtbar zur Demokratiebildung dazu. Sie stärkt das Bewusstsein, dass Menschenrechte nicht relativierbar sind, niemals, auch nicht unter dem Druck globaler Konflikte. Sie schließt Jüdinnen und Juden selbstverständlich und ohne jeden Zweifel in das „Wir“ unserer Gesellschaft mit ein, lässt sie mit ihren Sorgen nicht allein. Und einen Schlusstrich dafür gibt es niemals: Jede Generation muss sich aufs Neue, in Auseinandersetzung mit der eigenen Gegenwart und ihren Bedingungen, neue Formen des Erinnerns und Gedenkens erschließen.

Antisemitismusprävention bleibt ein ständiger, sich wandelnder Prozess. Und sie mag zwar im Klassenzimmer, Jugendtreff oder Sportverein beginnen. Aber sie funktioniert nur, wenn die klare Haltung gegen Vorurteile und für eine liberale, demokratische Gesellschaft von allen getragen wird: Der Politik, der Justiz, den Elternhäusern, jedem Einzelnen. Damit ist die Erinnerungsrepublik Deutschland eben nicht am Ende. Sie ist nur im ständigen Wandel begriffen, und sie muss aktiv lebendig gehalten werden.

Ich habe meinen Vortrag damit begonnen zu umschreiben, wie viel Grund zur Sorge wir gerade haben. Und das ist richtig. Aber wir haben auch Grund für Mut und für Hoffnung. Wir können nämlich unsere Geschichte auch anders erzählen: Junge Menschen in Deutschland können und dürfen stolz sein: dass aus den Trümmern – auch den moralischen – ein Land entstanden ist, das Verantwortung übernommen hat. Deutschland hat nach allem, was geschehen ist, eine enge Beziehung zu Israel aufgebaut. Wenn das kein Zeichen der Hoffnung ist. Viele Jüdinnen und Juden haben sich von Deutschland abgewandt. Aber andere haben die Hand ausgestreckt – und gemeinsam ist es uns gelungen, dieses schwierige Verhältnis zu gestalten.

Wir dürfen auch stolz darauf sein, dass Deutschland unter anderem mit den Auschwitz-Prozessen den Versuch unternommen hat, Verantwortung zu übernehmen. Bis heute werden Menschen für ihre Verbrechen in der NS-Zeit zur Rechenschaft gezogen. Wir können die Geschichte so erzählen, dass sie zeigt, wie sehr Deutschland heute auf den Schutz von Minderheitenrechten achtet, und wie wir davon profitieren, in einem freien, demokratischen Land zu leben. Und wenn wir uns und junge Menschen daran erinnern, wenn wir das nicht vergessen – dann haben wir eine gute, starke Grundlage, um mit Vertrauen nach vorn zu blicken.



Doron Kiesel, Direktor der Jüdischen Akademie.

MontPELLIERS Mittelalterliche Mikwe

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Das Gebäude, in dem sich die mittelalterliche Mikwe von Montpellier befindet, soll in ein großes Museum für die Stadt und Frankreichs Juden umgewandelt werden. Diese Mikwe ist ein Juwel, sowohl für das historische Erbe MontPELLIERS als auch für die jüdische Gemeinschaft, welche sich in einer gemeinsamen Geschichte miteinander verflochten und die im Mittelalter ihren Anfang nimmt. Ein Juwel, das im Kellergeschoss eines Hauses verborgen war, welches das Maimonide-Averroès-Thomas d'Aquin Universitätsinstitut, gegründet im Jahr 2000 vom damaligen Bürgermeister Georges Frêche und Frankreichs Oberrabbiner René-Samuel Sirat, beherbergt.

Dieser Bau ist nun Gegenstand eines ambitionierten Projektes, das zu Beginn der 2030er Jahre in ein Museum münden soll, welches die mittelalterliche Geschichte der Juden im gesamten Languedoc-Gebiet an einem lebendigen Ort didaktisch aufarbeiten und gleichzeitig poetisch erzählen soll. Zu diesem Zweck haben die Stadt Montpellier, die regionalen israelitischen Konsistorien, das Zentralkonsistorium und das Maimonides-Institut eine Vereinbarung unterzeichnet, um das auf neun Millionen Euro geschätzte Großprojekt zu finanzieren.

Seit 25 Jahren bieten die Straßen rund um das Maimonides-Institut bereits eine Art Freilichtmuseum, für jedermann rund um die Uhr ohne Eintrittskarte zugänglich. Dort wird das mittelalterliche jüdische Erbe in einem Geist der Offenheit und des interreligiösen Dialogs dargestellt und in den Mittelpunkt gerückt. Kürzlich eingeweihte Vitrinen stellen

Texte, in einfache, verständliche Sprache übersetzt, aus, sowie die wesentlichen jüngsten Entdeckungen von Forschern und Historikern. Es existieren derzeit lediglich zwölf Mikwen in Europa, die öffentlich zugänglich sind, darunter Syrakus, Besalu, Worms und Speyer.

Das Ritualbad von Montpellier, seit 1985 geöffnet, jedoch nur während der Kultur-tage zu besichtigen, gehört zu den am besten erhaltenen und sehenswertesten. Vor allen Dingen ist sie, dank der Versorgung mit sich ständig erneuerndem Grundwasser, koscher. Wiederentdeckt wurde das Bad, welches 2004 zum historischen Monument erklärt wurde, 1983. Georges Frêche war es, der seine Aufwertung und Öffnung zwei Jahre später initiierte. Parallel zur Klassifizierung wurde ein Forschungsprogramm ins Leben gerufen mit drei Ausgrabungen: 2000, 2009 und 2017. Erste Spuren jüdischer Präsenz finden sich bereits um das Jahr 1000, bevor sie sich im 12. Jahrhundert stark entwickelt. Im Gegensatz zu vielen anderen Städten wurden Juden in Montpellier mit einer gewissen Toleranz aufgenommen. Sie durften beten, unterrichten, Besitz erwerben, eine Familie gründen.

Während Guilhem V. ihnen jedoch 1121 in seinem Testament administrative Funktionen untersagte, erlaubte sein Nachkomme, Guilhem VIII., 60 Jahre später jedem, Medizin zu lehren, unabhängig von der Abstammung. So konnten Juden aus Andalusien ihr von den Arabern erlerntes Wissen weitergeben und, wie Bürgermeister Frêche betont, „einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der hippo-

kratischen Medizin im 17. Jahrhundert leisten“. Ende des 12. Jahrhunderts hat man die Mikwe im zentral gelegenen jüdischen Viertel erbaut, wo sich ebenso eine Synagoge, eine Schule, ein Almosenhaus und eine Metzgerei befanden.

1306 bedeutete das Vertreibungsdekret von König Philippe le Bel den Beginn der Unterdrückung der Juden, welche 1394 mit ihrer endgültigen Vertreibung durch Karl VI. endete. Sie mussten bis zur Französischen Revolution warten, bis sie offiziell zurückkehren durften.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Gebäude, in welchem sich die Mikwe befindet, umgebaut, die Straße verbreitert, der Häuserblock und das gesamte Viertel neu gestaltet. Daher gleicht es nahezu einem Wunder, dass die Mikwe, seit 1306 eingemauert, die Jahrhunderte überdauert hat.

Das geplante Museum soll auch zur Bekämpfung von Antisemitismus beitragen. Denn, wie der kürzlich wiedergewählte Präsident des französischen Konsistoriums, Elie Korchia, in der lokalen Online-Zeitung METROPOLITAIN hervorhebt „speist sich Judenfeindlichkeit vorwiegend aus Unkenntnis und Ignoranz“. In dieser Sichtweise bestärkt ihn MontPELLIERS Bürgermeister, Michaël Delafosse: „Christen, Juden und Mohammedaner waren in dieser Stadt, die ein Ort der Toleranz war. Und als sie dieser Ort der Toleranz war, blühte und gedieh sie, entwickelte sich und leuchtete“. Und weiter: „Wir werden hier ein großes Bildungs- und Erziehungswerk errichten, um gegen die Vorurteile zu kämpfen“.

Die Brandmauer

Der neue Präsident der Außenstelle Marseille des jüdischen Dachverbandes CRIF, Bruno Benjamin, erklärte sich im vergangenen Herbst bereit, sich mit der rechtspopulistischen Partei RASSEMBLEMENT NATIONAL (RN) auszutauschen. Es handelt sich hierbei um eine Premiere in der Geschichte der jüdischen Institutionen, welche eine politische Zäsur der mit 70.000 Mitgliedern zweitgrößten Gemeinde Frankreichs und drittgrößten Europas darstellt.

Wo und wann alles begann, darüber kann nur gemutmaßt werden. War es im September letzten Jahres, als sich ein RN-Abgeordneter, der für das Bürger-

meisteramt kandidierte, selbst zu den Neujahrsfestlichkeiten einlud? Oder bereits zwei Jahre zuvor, als nach dem 7. Oktober allerorts im Lande der Antisemitismus aufflammte? Andere erinnern an den Fall Ilan Halimi sowie an die zunehmende Abkehr der Linken. Der Abgeordnete Franck Allisio soll von einem Gemeindeglied, einem Geschäftsmann, der zudem Allisios Wahlkampfteam angehörte, ohne offizielle Einladung eingeschleust worden sein.

Jedenfalls ist der Damm gebrochen, die Brandmauer gefallen, wie man es in Deutschland nennen würde, allerdings ganz im Gegensatz zur Position des na-

tionalen, von Yonathan Arfi präsidierten CRIF, der nach wie vor jegliche Beziehung zu Rechtsaußen ablehnt. Dies auch ungeachtet des Appells Marine Le Pens, der früheren Partei- und jetzigen Fraktionsvorsitzenden des Rassemblement National, der von ihr so empfundenen Linksorientierung des CRIF etwas entgegenzusetzen.

Das jüdische Fleg-Kulturzentrum, benannt nach dem Philosophen und Autor Edmond Fleg, einer der bedeutendsten Figuren des französischen Judentums des 20. Jahrhunderts, befindet sich im Stadtzentrum, dort, wo sich der harte Kern der jüdischen Institutionen vor Jahren nie-

dergelassen hat. Evelyne Sitruk, dessen Präsidentin und gleichzeitig Mitglied des Vorstandscomités des CRIF, wettet gegenüber der Satirezeitschrift CHARLIE HEBDO: „Man hat die Büchse der Pandora geöffnet. Der RN hat sich zum Dinner eingeladen, morgen wird er eingeladen werden. Zahlreiche Juden haben sich extrem radikalisiert. Die CRIF-Position ist weder rechts- noch linksextrem. Das Seil zwischen den Juden und seinen Repräsentanten ist straff gespannt und es stellt sich die Frage, wann es reißt.“

Dabei galt Marseille, die unter dem Namen Massalia 600 vor Christus von den Phokäern gegründete älteste Stadt Frankreichs, stets als Bastion des Widerstands

gegen die extreme Rechte, im Gegensatz zu anderen Städten im Süden des Landes, wie Béziers oder Fréjus, wo sich die jüdischen Institutionen schon seit langem mit den RN-Bürgermeistern arrangieren. So betrachtet, ist der Dammbruch doch nur ein relativer. Professor Hagay Sobol aus Marseille, Leiter eines Labors für molekulare Onkogenetik, bedauert, dass auch seine traditionell linke Heimatstadt, Schmelztiegel zahlreicher unterschiedlichster Nationalitäten, nach rechts driftet. Nichtsdestotrotz hat er selbst sein PS-Parteibuch (sozialistische Partei) bei den letzten Kommunalwahlen zurückgegeben, nachdem ihn ein militanter LFI-Mann (La France Insoumise), mit den

Worten angespuckt hat: „Geh zurück nach Polen!“

Als Grund für den Rechtsruck sieht Sobol die Verantwortung der Politiker, jedoch auch die der Gesellschaft. Man fühle sich im Stich gelassen, etwa, als Staatspräsident Emmanuel Macron nach dem 7. Oktober 2023, anders als RN-Vertreter, nicht an Schweigemärschen teilnahm. Und Jonas Prado, Ausbilder gegen Antisemitismus, analysiert: „Viele denken, der RN sei das geringere Übel, da er sich der palästinenserfreundlichen Judenfeindlichkeit der Linken entgegenstellt, nach der Logik: Die Feinde meiner Feinde sind meine Freunde“.

GPN

Shoa-Museum Nizza

In einer ehemaligen Schaltanlage in Nizza errichtet, wird das künftige Shoa-Museum, das siebte seiner Art in Frankreich, an die Geschichte der 3.700 zwischen 1942 und 1944 von der Côte d'Azur aus deportierten Juden erinnern, jedoch auch an die 150 Gerechten, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um Juden zu retten. Achtzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde im Herbst letzten Jahres der Grundstein gelegt in Gegenwart des Bürgermeisters Christian Estrosi und von Serge Klarsfeld, überlebender Zeuge und Symbolfigur des Gedenkens, der am selben Tag seinen 90. Geburtstag beging.

Während der Besetzung in Nizza ansässig, erleben die Klarsfelds die Massen-deportationen von 1943 nach Ankunft der Nazis. Serges Vater Arno wird von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz verschleppt, wo er verstirbt. Serge selbst und seine Schwester, damals noch Kinder, überleben in einem Versteck, bleiben jedoch ihr Leben lang durch ihre Erfah-

rung traumatisiert. Das 1934 erbaute Bettegebäude versorgte die Stadt seinerzeit mit Elektrizität. Fortan wird dort ein anderes Licht leuchten, das der Erinnerung. „Erinnere dich und höre niemals auf, dich zu erinnern.“ Diese Worte Jacques Chiracs anlässlich der Einweihung des Pariser Mahnmals hat Nizzas Bürgermeister bei der Grundsteinlegung aufgegriffen.

„Jedes der sieben Mahnmale erzählt seine eigene lokale Geschichte, und das Département Alpes Maritimes, dessen Hauptstadt Nizza ist, nimmt hierbei einen wichtigen Platz ein“, erklärt Jacques Fredj, Direktor des Museums. Lediglich 7,5% der 3.700 Verhafteten sind zurückgekehrt. Hinter diesen nackten Zahlen verbergen sich Schicksale, darunter die von profilierten Figuren wie Simone Veil und dem als Roman Kacew in Vilnius gebürtigen Kultschriftsteller Romain Gary, der zweimal mit dem Prix Goncourt, dem bedeutendsten französischen Literaturpreis, ausgezeichnet wurde.

Das Museum, welches sich als Ort des Gedenkens, der Überlieferung und des Reflektierens versteht, wird sich über 600 Quadratmeter, verteilt auf drei Etagen, erstrecken. Eine permanente Ausstellung im Erdgeschoss soll die Geschichte der Juden von Nizza während der Besetzung schildern. Die erste Etage wird Wanderausstellungen gewidmet sein, und im dritten Stock hört man Stimmen von Zeitzeugen und veranstaltet Schülerarbeitskreise und Vorträge.

Laut dem Wochenmagazin LE POINT erfordert das künftige Museum eine Investition von 4 Millionen Euro. Ein Viertel soll von der öffentlichen Hand (Stadt, Département, Region, Staat) übernommen werden, den Rest müssen private Träger finanzieren. Ein Aufruf an potentielle Mäzene wurde lanciert. Präsident des Memorials ist der Unternehmer und engagierte Kämpfer gegen Antisemitismus Eric de Rothschild.

GPN

Israel und der ESC

Trotz zahlreicher Boykott-Aufrufe und des Rückzugs mehrerer Länder vom European Song Contest am 16. Mai in Wien aus Protest gegen die Teilnahme Israels, verteidigt Frankreich diese und wendet sich somit gegen eine, wie das Land es nennt, „kulturelle Zensur“. Von der Presseagentur AFP befragt, bekräftigte ein Sprecher der staatlichen Fernsehgesellschaft FRANCE TELEVISIONS deren Unterstützung des israelischen Senders KAN.

Die Organisation des ESC obliegt den Sendern, die Mitglied des Europäischen Rundfunkübertragungsvereins (UER) sind, dem die Präsidentin von FRANCE TELEVISIONS, Delphine Ernotte Cunci, vorsitzt. Auf der Generalversammlung der UER in Genf hat sich eine breite Mehrheit der Sender dagegen ausgesprochen, eine Ab-

stimmung über Israels Teilnahme wegen dessen Politik im Gazastreifen durchzuführen. Dieser Ankündigung folgte ein Rückzug der Sender Spaniens, der Niederlande, Irlands und Sloveniens.

Diese Austritte sind nicht nur symbolisch, sondern vor allem ökonomisch signifikant. Spanien gehört, mit Frankreich, Deutschland, Italien und Irland zu den fünf größten Geldgebern der Eurovision. Irland hat sieben Mal, die Niederlande fünf Mal gewonnen. Jean Noël Barrot, der französische Außenminister, beglückwünschte sein Land dafür, dem Druck nicht nachgegeben zu haben. In einer Nachricht auf X schrieb er: „Sollte man wegen einer Uneinigkeit über die Politik der Regierung eines Staates etwa so dumm sein, die Romane von David Gross-

mann, die Filme von Amos Gitai, die Konzerte von Avishai Cohn und Daniel Barenboim zu verbieten?“ Dagegen werfen die zurückgetretenen Länder Israel vor, den Musikwettbewerb politisch zu instrumentalisieren und so dessen Selbstverständnis als politisch neutrale Veranstaltung zu untergraben.

Am Ende einigte man sich auf eine Kompromisslösung, welche sowohl verbleibende Länder, bzw. deren Sender, wie Portugal mit dem Sender RTP, Deutschlands ARD und den österreichischen ORF, als auch Israel selbst zufriedenzustellen scheint. Einige Regelungen des ESC wurden verändert, um „Vertrauen, Transparenz und Neutralität zu verstärken“, so der UER.

GPN

Russland spaltet

Wie laut neuesten vom französischen Geheimdienst gefundenen internen Kreml-Dokumenten und von der investigativen Online-Tageszeitung MEDIAPART enthüllt, soll Russland anstreben, diverse Gemeinschaften, vorrangig die muslimische und die jüdische, zu spalten und gegeneinander auszuspielen. Diese Entdeckung dürfte kaum überraschen, da sie in die mutmaßliche Strategie des Kremls passt: „Teile um zu herrschen“, lautet das Julius Cäsar zugeschriebene und in den folgenden Jahrtausenden unzählige Male, u.a. von Ludwig XI., aufgegriffene Zitat. Bis heute bedient man sich zuweilen dieser Taktik. So hat Frankreich, wenngleich sich nicht offiziell im Kriegszustand befindend, Gegner, die versuchen, das Land zu destabilisieren, an erster Stelle Russland im Blick. Dem gehe es darum, den nationalen Zusammenhalt zu schwächen, so MEDIAPART. Staatspräsident Emmanuel Macron, seit

Beginn der russischen Invasion 2022 uneingeschränkter Unterstützer der Ukraine, positioniert sich regelmäßig und vehement gegen Vladimir Putin, welchen er als Gefahr für den Frieden in Europa sieht.

Gegenstände der Zwietracht sind insbesondere die Themen Einwanderung, Islam und Antisemitismus. Mehr als 250 auf osteuropäische Akteure zurückgehende Davidstern-Graffiti in Paris und Umgebung sind bezeichnende Beispiele, sowie 2024 ein ähnliches Unterfangen, wo an dem Pariser Shoa-Memorial 35 rote Hände geschmiert wurden. Laut MEDIAPART waren all diese Aktionen von der russischen Präsidialverwaltung genehmigt worden. Ferner fand man neun Schweineköpfe vor Moscheen im unmittelbaren Umfeld der Hauptstadt.

Die Technik der Einflussnahme und Einmischungskampagnen soll aus einem Zweiphasenschema bestehen: Zuerst aus

Agentenaktionen, denen dann in einem weiteren Schritt der Versuch folgt, die Wirkung in den sozialen Netzwerken zu verstärken und auszuweiten. Bei seinen Aktionen soll sich der Kreml auf Ausländer aus den ehemaligen sowjetischen Satellitenstaaten stützen, u.a. auf Bulgaren und Serben.

Diese rekrutieren dann russischsprechende, oft in prekären Verhältnissen lebende Personen. Dann wird die Aktion ferngesteuert.

Destabilisierungsaktionen im Ausland haben eine weit zurückreichende Tradition in Russland. In der UdSSR führte der KGB etliche aktive Maßnahmen durch mit dem Ziel, Spannungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu schüren. Und bereits in den 1950er Jahren wurden in den USA rassistische Texte gegen Schwarze und Asiaten fälschlicherweise der Liga für jüdische Verteidigung untergeschoben. GPN

Badinter im Pantheon

Er wurde zu Lebzeiten verehrt als republikanisches Vorbild, pflichtbewusster Jude, außergewöhnlicher Anwalt, mitreißender Hochschullehrer, vor allem jedoch als in die Geschichte Frankreichs eingegangener Justizminister, der die Todesstrafe abschaffte. Genau deshalb jedoch wurde der 2024 verstorbene Robert Badinter ebenso angeprangert, gehasst und als Anwalt der Kriminellen und „Minister der Mörder“ geschmäht. Der ehemalige konservative Minister-Kollege Alain Peyrefitte bezeichnete es als Skandal, dass Badinter erstmals Fernsehgeräte in fünf Gefängniszellen in-

stallieren ließ. Man warf dem Justizminister vor, ein „5-Sterne-Gefängnis“ zu fördern. Polizisten demonstrierten vor seiner Staatskanzlei an der Place Vendôme und forderten mit dem Nazigruß seinen Tod. Selbst Präsident Jacques Chirac gehörte nicht zu seinen Anhängern. Jetzt hat Badinter seine letzte Ruhestätte im Pariser Pantheon gefunden, der nationalen Grabstätte zu Ehren großer Persönlichkeiten der jüngeren Geschichte, von Voltaire, Rousseau und Victor Hugo über Josephine Baker und Simone Veil bis hin zum Widerstandskämpfer Marc Bloch.

Mittlerweile gehört es zum guten Ton, Robert Badinter, dessen Vater auf Befehl von Klaus Barbie verhaftet und in Sobibor umgebracht wurde, hoch zu loben. Selbst die konservative Tageszeitung LE FIGARO, seinerzeit entschiedene Verfechterin der Beibehaltung der Todesstrafe, stimmt in die Lobeshymnen ein. Dennoch gab es anlässlich der Überführungszeremonie kritische Stimmen gegen die Pantheonisierung.

Sich selbst verstand der posthum Geehrte als „Republikaner, weltlich und jüdisch“.

GPN

Propalästinensische Aktivisten

Darauf, einer solchen Darbietung beizuwohnen, waren die Zuhörer nicht gefasst gewesen. Rauchfackeln in den hinteren Sitzreihen, Handgreiflichkeiten, Unterbrechung der Veranstaltung. Ein Konzert der Israelischen Philharmoniker unter der Leitung von Lahav Shani in der Pariser Philharmonie war mit Zwischenfällen durchsetzt. Laut dem französischen Innenminister Laurent Nunez hatten propalästinensische Aktivisten trotz eines beachtlichen Polizeiaufgebots die Aufführung von Beethovens 5. Klavierkonzert mit Sir András Schiff am Flügel gestört. Nachdem die Störenfriede aus dem Saal entfernt worden waren, lief das Konzert bis zum Ende ruhig ab. Der Veranstalter, die Philharmonie Paris, hat Anzeige erstattet.

Eine der drei Personen, zwei Männer und eine Frau, war den Behörden wegen ihrer Verbindung zu einer Gruppierung na-

mens „mouvance contestataire“ (Protestbewegung) bekannt. Alle drei wurden in Polizeigewahrsam genommen. Bereits im Vorfeld des Konzerts hatte es vehemente Proteste gegeben, allen voran von der von Jean-Luc Mélenchon angeführten links-extremen Partei LFI (La France Insoumise) und der Künstlergewerkschaft CGT Spectacle.

Nachdem ein Konzert in Belgien kurz zuvor abgesagt worden war, waren auch in Frankreich Rufe nach einer Annullierung laut geworden. Für die Gewerkschaft könne „das Konzert als ein Normalisierungsunterfangen des Staates Israel verstanden werden“. Und dies unabhängig von der Unterzeichnung eines Friedensplans für Gaza. Die CGT bekräftigte ihre Ablehnung der Israel Philharmoniker ferner damit, dass sich das Orchester zu zehn Prozent durch öffentliche Gelder finanziere und somit „als Kulturbotschafter

des Staates Israel in der Welt“ fungiere. Darüber hinaus habe sich Lahav Shani nicht eindeutig gegen die israelische Politik positioniert.

Frankreichs Kulturministerin Rachida Dati hatte jedoch darauf bestanden, dass die Veranstaltung stattfindet. „Die Freiheit der Programmgestaltung und der Kreativität ist ein Grundrecht unserer Demokratie“, argumentierte sie in der Tageszeitung NICE MATIN.

Und die Pariser Philharmonie hatte im Radiosender FRANCE MUSIQUE ein Communiqué folgenden Inhalts verlesen lassen: „Die Philharmonie lädt sowohl israelische als auch palästinensische Musiker ein und wird dies auch weiterhin tun. Wir verlangen niemals von den Künstlern oder den Ensembles eine Stellungnahme bezüglich aktueller Konflikte oder politisch sensibler Themen, welche für sie u.U. negative Konsequenzen in

ihrem Heimatland zeitigen könnten, Künstler, die nicht für die Politik der Regierung ihres Landes verantwortlich gemacht werden dürfen, einfach nur, weil man sie mit ihr assoziiert.“

Dennoch hatte der 34-jährige Dirigent, hauptamtlich seit Januar dieses Jahres Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, angesichts der Anschuldigungen gegen ihn seinerseits ein Communiqué veröffentlicht, in dem er seine Empathie für die Menschen in Gaza ausdrückt sowie seinen Wunsch, dass ihr Leiden ein baldiges Ende finden möge. Seiner Überzeugung nach fördert dieses emblema-

tische, einst von Leonard Bernstein und Zubin Metha geleitete Orchester die Bemühungen, Israel und die Israelis dem Rest der Welt näher zu bringen.

Unmittelbar nach der CGT-Erklärung solidarisierten sich zahlreiche Musiker, darunter die Pianisten Martha Argerich und Evgeny Kissin, in einer Petition mit dem Orchester und plädierten für künstlerische Unabhängigkeit. „Das Israelische Philharmonische Orchester ist keine Vertreterin des Staates Israel. Es zählt in seinen Reihen Musiker unterschiedlichster Herkunft, von denen etliche öffentlich ihre Missbilligung der Politik ihrer Regie-

rung kundgetan haben. Lahav Shani ist weder Diplomat noch Propagandist – er ist zuallererst Musiker.“

Der schlagende Erfolg des Konzerts, das mit der Hatikwa als Zugabe endete, bestätigt es. In den Augen von Ghislain Gauthier, dem Generalsekretär der CGT Spectacle, bestätigt die Wahl der israelischen Nationalhymne indes etwas anderes, das politische Ziel des Konzerts.

Die Pariser Philharmonie beteuert, im Vorfeld nicht über die Zugabe informiert gewesen zu sein und lehnt jede Verantwortung ab.

GPN

Israel – Frankreich

Daniel Rouach, französisch-israelischer Ökonom, Mitbegründer der Pariser Elite-Business School ESCP (Ecole Supérieure de Commerce de Paris), Hochschullehrer an der Universität Tel Aviv und am Technion Haifa sowie Consultant, hat beschlossen, mit sieben Freunden vom Tel Aviver Trade Tower aus einen sog. „War Room“ ins Leben zu rufen.

Diese Institution soll vollkommen unabhängig sowohl von der französischen Botschaft sein als auch vom Konsulat und der israelisch-französischen Handelskammer CCFI.

Wenngleich der 61-jährige Wirtschaftsprofessor der Botschaft eine außergewöhnliche Arbeit attestiert, um für eine gute Zusammenarbeit beider Länder zu argumentieren, sie aufzuwerten und für sie zu kämpfen, sieht er in einer Art hyperaktivem Ethik-Comité, wie er es gegenüber ISRAEL VALLEY, der Online-Plattform des CCFI nennt, die Notwendigkeit zu handeln.

Oberstes Ziel des „War Room“: Israelische Personen des öffentlichen Lebens mundtot zu machen, welche an Frankreich zu

Unrecht Kritik üben, die leider von einer militanten Presse in Umlauf gebracht wird.

Der „War Room“ steht in Kontakt mit dem israelischen Diaspora-Minister Amichai Chikli. Roach erklärt, dass israelische Politiker dazu neigten zu vergessen, dass Tausende Israelis keine Konfliktsituation zwischen beiden Ländern wollen. „Jedes Mal, wenn ein Mitglied der Knesset unbegründete und absurde Beschimpfungen von sich gibt, werden wir nach Jerusalem reisen, um denjenigen zu treffen, welcher antifranzösische Hassgefühle hinausschreit.

Zahlreiche Abgeordnete leiden unter Amnesie. So hatte Emmanuel Macron 2023 den Iran angeprangert und ihm vorgeworfen, annähernd 40 Mal soviel angereichertes Uran wie erlaubt angehäuft zu haben, unter Missachtung aller Verpflichtungen gegenüber der internationalen Gemeinschaft und seine eigenen Versprechen brechend.

Der französische Staatspräsident habe zudem darauf hingewiesen, dass die Internationale Agentur für Atomenergie sich

nicht in der Lage gesehen habe zu gewährleisten, dass es sich um ein friedliches Programm handle. Auch habe Macron im Oktober 2023 die Hamas-Aktion während des Gaza-Krieges scharf verurteilt und Israels Recht auf Selbstverteidigung unterstützt. Zusammenfassend dreht sich die Kritik Israels an Frankreich um folgende Themen: Die Anerkennung eines Palästinenserstaates, die von Israel als Belohnung der Hamas für den Anschlag vom 7. Oktober 2023 gewertet wird, den Vorwurf des Antisemitismus und die ungenügende Reaktion auf ihn sowie eine feindselige Haltung gegenüber Israel. Frankreich begegnet diesen Vorwürfen mit dem Argument, es suche konstruktiv nach diplomatischen Lösungen des Konflikts und bekämpfe gleichzeitig vehement Antisemitismus, den Frankreich verabscheue. Im Übrigen ist Französisch weit verbreitet und die zweibeliebteste Sprache im Land. Laut dem israelischen Zentralbüro für Statistik sprechen 49% der Bevölkerung Hebräisch, 20% Französisch, 18% Arabisch, 15% Russisch, 2% Englisch und 1,6% Spanisch.

GPN



Schawuot-Erntedank.

MARE-Foto

In Regensburg war es gut

REGENSBURG. Barbara Greenspan Shaiman steht vor dem Haus Watmarkt 4 mit der Gedenktafel für Oskar und Emilie Schindler in Regensburg und lächelt. Es ist der 14. November 2025. Barbara Shaiman lebt in Philadelphia (USA) und ist auf Einladung der Universität zu Gast. Sie ist Schindler zutiefst dankbar, denn ihr Vater Henryk Grünspan hat in Krakau ein Jahr für den Deutschen gearbeitet. Auf die berühmte Liste Schindlers schaffte er es nicht, stattdessen wartete auf ihn das nahe KZ Plaszow und das Vernichtungslager Auschwitz, aber vielleicht hat ihm das eine Jahr bei Schindler das Leben gerettet, sagt Barbara. Sie heißt eigentlich Bella, sagt sie, aber in den USA wurde den Eltern abgeraten, das Kind mit einem „immigrant name“ zu belasten, also wählten sie Barbara.

„Korallenschleifer“ steht als Beruf ihres Vater Henryk Grünspan auf seinem „Familienbogen“, der im Stadtarchiv Regensburg liegt. Ein ungewöhnlicher Beruf für einen Polen. Ihre Großmutter Golda Grünspan war nach einer Italienreise so von Korallen begeistert, dass sie in Krakau ein Geschäft für Korallenschmuck gegründet hatte. Barbara zeigt mir ihren Ringfinger, den ein imposanter gelblich-orange schimmernder runder Korallenring schmückt. Diesen Ring hat ihre Großmutter einem befreundeten Geschäftsmann anvertraut, bevor sie nach Auschwitz deportiert wurde. Ihre Großmutter hat überlebt und den Ring wieder bekommen. Barbara trägt ihn heute als Erinnerung an ihre Familiengeschichte.

Ihre Mutter Carola, geborene Iserowska, stammte aus Lodz, überlebte das Ghetto Lodz, das Vernichtungslager Auschwitz, das KZ Stutthof bei Danzig und das Ghet-



Barbara Greenspan-Shaiman vor dem Schindler-Haus in Regensburg.

Foto: Thomas Muggenthaler

to Theresienstadt bei Prag. Auch ihr Vater kam zuletzt nach Theresienstadt. Beide waren an Typhus erkrankt und haben sich nach der Befreiung durch die Rote Armee auf der Krankenstation in Theresienstadt kennengelernt. Zunächst kehrten sie nach Krakau zurück. Dort heiratete das Paar 1946. Im Oktober 1947 kamen Henryk und Carola gemeinsam mit Henryks Mutter Golda Grünspan nach Regensburg. Am 22. Januar 1948 kam Tochter Barbara zur Welt. 1951 wanderte die Familie in die USA aus und bekam später noch ein Kind, ihren Bruder Joshua, der Arzt wurde und in New Jersey lebt. Barbara kann sich

natürlich nicht an Regensburg erinnern, aber soweit sie weiß, hatte die Familie hier ein gutes Leben. Und sie hatte hier einen Freund, erzählten ihr die Eltern, Benno Horowitz.

Vor über 20 Jahren war sie schon einmal in Regensburg. Auf der Suche nach der elterlichen Wohnung schallte ihr plötzlich ein lautes „Juden raus!“ entgegen, berichtet Barbara. Einer jungen Frau, die das hörte, war das so peinlich, dass sie den Gast hereinbat und zu einem Tee einlud. Ihr Besuch 2025 war für sie allerdings sehr beeindruckend. Sie zeigte an der Universität ihren Film „The Coral Ring Legacy“ („Das Vermächtnis des Korallenrings“) und sprach auf Einladung von Uni-Präsident Udo Hebel vor Studenten über ihr Projekt „Champions of Caring“, zu dem sie ein Besuch in Auschwitz im Jahre 1995 inspiriert hat. Sie habe bereits mit 10.000 Studenten von Highschools im Großraum Philadelphia gearbeitet, die inzwischen eine Million Stunden in soziale Projekte investiert haben, national und international, schwärmt Barbara. Für sie ist heute noch eine Frage entscheidend, die ihre Mutter immer an sie richtete: „Were you a Mensch today?“ Ein guter Mensch zu sein, das war die wichtigste Lehre, die ihre Mutter aus der Shoa gezogen hatte.

Theoretisch wäre es übrigens möglich gewesen, dass sich Oskar Schindler und der Vater von Barbara, der Retter und der Gerettete sozusagen, in Regensburg begegnen. Schindler lebte schließlich von 1945 bis 1950 in Regensburg und Henryk Grünspan von 1947 bis 1951. Aber die beiden haben sich vermutlich nicht getroffen, zumindest hat ihr Vater nichts davon erzählt. *Thomas Muggenthaler*

Antisemitismus bekämpfen

MÜNCHEN. Der Bayerische Landtag hat eine wichtige Änderung der Gemeindeordnung, der Landkreisordnung und der Bezirksordnung beschlossen. Zukünftig müssen bayerische Kommunen ihre für Veranstaltungen gewidmeten öffentlichen Einrichtungen nicht mehr zur Nutzung freigeben, falls dort antisemitische Inhalte oder die Billigung, Verherrlichung oder Rechtfertigung nationalsozialistischer Gewalt- und Willkürherrschaft zu erwarten sind. Laut Innenminister Herrmann stellt dies einen wichtigen Schritt bei der Bekämpfung von Antisemitismus in Bayern dar: „Der Schutz unserer jüdischen Bevölkerung hat für uns höchste Priorität. Wir dürfen auf keinen Fall zulassen, dass Kom-

munen gezwungen sind, ihre Räume antisemitischen Bewegungen zur Verfügung stellen zu müssen. Der Beschluss des Landtags unterstreicht: Antisemiten haben bei uns in Bayern keinen Platz!“

Mit dem Beschluss des Landtags ist laut Herrmann Rechtsklarheit geschaffen und das kommunale Selbstverwaltungsrecht gestärkt worden. Es gebe nun eine klare Regelung, dass Kommunen Räume nicht für derartige Veranstaltungen zur Verfügung stellen müssen. „Die gesellschaftlichen Entwicklungen sowie politische Ereignisse in jüngster Vergangenheit wie etwa der menschenverachtende Angriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 haben leider dazu geführt, dass der Anti-

semitismus weltweit und auch bei uns in Deutschland zugenommen hat. Dieser Entwicklung dürfen wir nicht tatenlos zusehen. Eine Anpassung unserer Kommunalgesetze zum Schutz unserer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger war deshalb zwingend nötig.“

Durch eine weitere Änderung erhalten Kommunen die Möglichkeit, in der Geschäftsordnung für den Gemeinderat, Kreistag oder Bezirkstag vorzusehen, dass das Gremium gegen Mitglieder, welche die Sitzung erheblich stören, ein Ordnungsgeld in Höhe von bis zu 500 Euro, im Wiederholungsfall von bis zu 1.000 Euro, festsetzen kann. Die Gesetzesänderungen trat bereits zum 1. Januar 2026 in Kraft.

AMBERG

Seniorenreise nach Bad Kissingen

Ein besonderer Höhepunkt war die zweiwöchige Seniorenreise unserer Gemeindeglieder nach Bad Kissingen. In angenehmer Atmosphäre bot die Reise nicht nur Erholung und Gesundheitsangebote, sondern vor allem Zeit für Gemeinschaft, Austausch und gegenseitige Stärkung. Die Teilnehmenden genossen das kulturelle Angebot der traditionsreichen Kurstadt und kehrten mit vielen schönen Eindrücken und neuer Kraft zurück.

Aktionswochen gegen Antisemitismus

Im Rahmen der Aktionswochen gegen Antisemitismus konnten wir durch die Unterstützung der Amadeu Antonio Stiftung gemeinsam mit der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Oberpfalz und Verdi Oberpfalz Nord einige Veranstaltungen organisieren.

Ein besonders spannender und aufschlussreicher Vortrag von Uli Krug widmete sich der Frage, welche Ursachen antisemitische Strömungen an Universitäten haben und welche gesellschaftlichen sowie ideologischen Dynamiken dabei eine Rolle spielen. Der Vortrag regte zu intensiven Diskussionen an und zeigte deutlich, wie wichtig differenzierte Bildungsarbeit gerade im akademischen Umfeld ist.

Ein weiterer Höhepunkt war der Vortrag von Stephan Grigat im Casino. Prof. Dr. Grigat vermittelte fundiertes Hintergrundwissen zum historischen Verlauf des Nahostkonflikts und beleuchtete die Ursprünge

des radikalen Antisemitismus im Nahen Osten. Seine analytische Einordnung historischer Entwicklungen ermöglichte den Zuhörerinnen und Zuhörern ein tieferes Verständnis aktueller politischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge.

Tu Bischwat

Tu Bischwat wurde gemeinsam mit Senioren und Gemeindegliedern feierlich begangen. Mit Gesang, Textbeiträgen und der traditionellen Verkostung verschiedener Früchte stand das Fest ganz im Zeichen von Natur, Erneuerung und Dankbarkeit. Die Feier bot Raum für generationsübergreifende Begegnungen und stärkte das Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Gemeinde.

Klares Bekenntnis zu jüdischem Leben

Besonders erfreulich war der Besuch der CSU-Fraktion und der FDP-Fraktion in Amberg. Es wurde über einen ehrenamtlichen Beauftragten für „Jüdisches Leben in Amberg“ gesprochen. Es ist geplant, dass der OB auch Kontakt zum bayerischen Antisemitismus-Beauftragten aufnehmen wird.

Purim

Bei der diesjährigen Purimfeier stand die Freude des Festes bewusst im Spannungsfeld der aktuellen Weltlage. Angesichts des Krieges zwischen Israel und den USA auf der einen sowie dem Iran auf der anderen Seite gedachten wir in besonderen Gebeten des Schutzes der Zivilbevölkerung – in Israel, in den Golfstaaten und auch im Iran. Purim erinnert uns daran, dass sich Geschichte wenden kann und

dass Hoffnung stärker ist als Angst. Unter der Leitung von Irina Aleschko wurde ein lebendiges und zugleich humorvolles Purimspiel auf die Bühne gebracht, das Groß und Klein begeisterte. Für musikalische Höhepunkte sorgte die Berliner Band Olam mit ihrer charismatischen Sängerin Olla Musheev, die mit viel Energie und Herz die Gemeinde zum Mitsingen und Tanzen brachte. Trotz aller Sorgen wurde ausgelassen gefeiert – als Ausdruck jüdischer Resilienz, Zusammenhalt und Vertrauen in die Zukunft.

Bildungsarbeit

Neben kulturellen und politischen Veranstaltungen finden weiterhin regelmäßige Synagogenführungen und Workshops statt. Wir sind sehr froh, dass viele Schulen unser Angebot annehmen. Darüber hinaus setzt die Gemeinde ihr soziales Engagement kontinuierlich fort. Hausbesuche bei älteren oder unterstützungsbedürftigen Mitgliedern sowie Tafellieferungen sind nach wie vor ein fester Bestandteil unserer Gemeindegarbeit. Gerade in herausfordernden Zeiten zeigt sich, wie wichtig praktische Solidarität und persönliche Zuwendung sind.

AUGSBURG

Jüdisches Prag für Jugendliche

Wahrscheinlich hatten viele Leser die Gelegenheit, die von unseren Jugendlichen vorbereitete Theateraufführung zu sehen, die am 14. Dezember auf der Bühne des Großen Saales der Synagoge stattfand. Es ist hervorzuheben, dass erhebliche Anstrengungen unternommen wurden. Bei den Treffen der Theatergruppe entwickelten die Jugendlichen ein Konzept, überarbeiteten das Drehbuch, besuchten regelmäßig die Proben und feilten an ihrer Darbietung. Wir sind unseren Jugendlichen für das beim Fest präsentierte Endergebnis sehr dankbar.

Als Anerkennung für die Organisation der Chanukka-Aufführung organisierte die Gemeindeleitung für die Jugendlichen eine dreitägige Exkursion nach Prag. Schließlich ist diese Stadt wie kaum eine andere für ihre Schönheit, ihre Erhabenheit und vor allem für ihre einzigartige jüdische Geschichte bekannt.

Drei Tage, vom 28. bis 31. Dezember, verbrachten die Jugendlichen in der Hauptstadt Tschechiens – sie spazierten, hatten Spaß und erkundeten die Stadt, wobei sie viele Kilometer in dieser wunderbaren Stadt zurücklegten.



Besuch der CSU-Fraktion und der FDP-Fraktion in der Gemeinde Amberg.

Neben interessanten jüdischen Erinnerungsorten besuchten die Jugendlichen mehrere Museen, darunter das Museum für Lichtkunst und das Museum der optischen Illusionen. Außerdem hatten sie die Möglichkeit, mit einer historischen Straßenbahn an den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt entlangzufahren.

Unser Hauptziel war es, den Jugendlichen das in seiner Art und Geschichte einzigartige Prager jüdische Viertel zu zeigen. Mehrere Stunden lang gingen die Jugendlichen von einer Synagoge zur anderen und lernten die Geschichte der bis heute erhaltenen einzigartigen Denkmäler jüdischer Kultur kennen.

Wir würden uns sehr wünschen, dass diese Exkursion den Jugendlichen lange in Erinnerung bleibt. Wir hoffen, dass wir in der jungen Generation den Wunsch wecken konnten, die Besonderheiten der jüdischen Geschichte Prags eingehender zu erforschen und noch viele Male hierher zurückzukehren.

Inna Kodak, Jugendzentrum

Gedenken

Am 27. Januar fand im Großen Moritzsaal eine Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus statt. Es war nicht das erste Mal, dass ich an einer solchen Veranstaltung teilnahm, aber ich möchte betonen, dass diese Gedenkstunde auf mich einen besonders tiefen Eindruck gemacht hat.

Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Mit Grußworten wandten sich die Oberbürgermeisterin Eva Weber und die Vize-Präsidentin unserer Gemeinde, Sigi Atzmon, an das Publikum. Sie erinnerten an das Schicksal, das das jüdische Volk während der Herrschaft des Nationalsozialismus erlitten hat, ebenso wie Sinti und Roma, politische Gegner des NS-



Gedenkveranstaltung in der Gemeinde Augsburg.

Regimes und viele andere. Eva Weber brachte die gemeinsame Haltung der Anwesenden mit den Worten zum Ausdruck: „Erinnerung verpflichtet zum Handeln. Als Bürger Augsburgs, einer Stadt des Friedens, treten wir entschlossen gegen Antisemitismus und jede Form von Menschenfeindlichkeit an.“

Der Vortrag des jüdischen Liedes „Oyfn Pripetchik“, dargeboten von Marian Abramowitsch mit Begleitung von Olga Abramowitsch, stimmte die Anwesenden noch stärker auf einen nachdenklichen Ton ein.

Einen besonders eindrucksvollen Auftritt hatte der Jugendchor Augustana mit den Liedern „Wir sind die Moorsoldaten“, „Mein Vater wird gesucht“ und dem „Buchenwald-Lied“.

Zum Abschluss gaben die Organisatoren den Teilnehmenden die Möglichkeit, online mit Nachkommen jüdischer Bürger Augsburgs ins Gespräch zu kommen, die während der NS-Zeit zur Flucht aus Deutschland gezwungen wurden. Von

der großen Leinwand wandten sich viele von ihnen an das Publikum – Menschen, die 2017 zur Feier des 100-jährigen Bestehens der Synagoge nach Augsburg gekommen waren. Besonders prägnant brachte Jeffrey Katz seine Gedanken zum Ausdruck: „An diesem Holocaust-Gedenktag denken wir auch an Sie alle, die Sie dazu beitragen, dass das Gedenken überhaupt möglich ist. Sie haben vier Jahrzehnte des Schweigens und der Verleugnung überwunden, in dem Sie darauf bestanden, dass Deutschland die Verantwortung für Taten übernimmt, die lange vor der Geburt der meisten von Ihnen begangen wurden.“ Man hatte den Eindruck, dass viele Besucher die Gedenkstunde tief bewegt verlassen hatten.

V. Shaykhit

Wie wir Tu Bischwat gefeiert haben

Trotz kleiner logistischer Unwägbarkeiten fand das Fest Tu Bischwat, das Neujahr der Bäume, statt und wurde in der Gemeinde in warmer Atmosphäre begangen. Aufgrund eines Streiks im Transportwesen mussten die Organisatoren die Veranstaltung vom 2. auf den 4. Februar verlegen, doch das tat der Feier keinen Abbruch.

Der Saal empfing die Gäste mit gedeckten Tischen. Traditionell waren sie mit den Früchten geschmückt, die für Israel berühmt sind: süße Datteln, Feigen, getrocknete Aprikosen und Nüsse. Durch das Programm führte und über den Feiertag berichtete Michail Abramowitsch. Es gab viele interessante Informationen.

Ein besonderer Moment des Abends war der Geschichte des Festes gewidmet. Wir sahen zwei interessante Videos, eines davon handelt vom Jüdischen Nationalfonds (KKL-JNF). Es war bewegend zu begreifen, dass hinter jedem der 240 Millionen Bäume, die der Fonds seit 1901 gepflanzt hat, eine menschliche Hand und guter Wille stehen. Dieses Video erinnerte



Exkursion nach Prag für die Jugendlichen der Gemeinde Augsburg.

uns daran, dass der KKL nicht nur eine Organisation ist, sondern ein Hüter unseres grünen Planeten, der Wälder vor Feuer schützt und ihnen beim Wachsen hilft. Der Fonds stellt Wälder wieder her, legt Schutzwaldstreifen an und unterstützt das Ökosystem. Anschaulich zeigte das Video, wie Israel dank der Arbeit von Freiwilligen und Fachleuten des KKL von Jahr zu Jahr grüner wird und dabei das Ökosystem für zukünftige Generationen bewahrt.

Auch der kreative Teil des Abends ließ niemanden gleichgültig. Eine echte Zierde der Veranstaltung war der Auftritt unseres Chors unter der Leitung von Ira Fandrajok, dessen Stimmen den Saal mit Feierlichkeit und Behaglichkeit erfüllten. Dank aussprechen möchten wir auch Tanja Jefremowa, deren Auftritt mit Begleitung von Olga Abramowitsch dem Abend zusätzliche Vielfalt und interessante Momente verlieh. Die Darbietungen riefen herzlichen Applaus hervor.

I. Kats

Unsere Sonntagsschule

In unserer Stadt gibt es einen Ort, der sich jeden Sonntag mit Kinderlachen, Kreativität und Wärme füllt, die jüdische Sonntagsschule, die für Kinder im Alter von 5 bis 9 Jahren geöffnet ist. Sie ist nicht nur eine Bildungseinrichtung, sondern ein echtes Zentrum für Entwicklung, Kommunikation und fröhliche Freizeitgestaltung, in dem jedes Kind eine Beschäftigung nach seinem Geschmack finden kann.

Der Unterricht findet jeden Sonntag von 10:00 bis 14:00 Uhr statt, was sich gut in den Familienalltag einfügt. In diesen vier Stunden tauchen die Kinder in ein abwechslungsreiches und intensives Programm ein, das Lernen, Kreativität und aktive Erholung miteinander verbindet.



Sonntagsschule in der Gemeinde Augsburg.



Tu Bischwat in der Gemeinde Augsburg.

Hauptziel der Schule ist die ganzheitliche Entwicklung des Kindes, das Kennenlernen jüdischer Kultur, Traditionen und Geschichte sowie die Förderung von Wissensinteresse in einer freundlichen und unterstützenden Umgebung.

Einer der wichtigen Schwerpunkte der schulischen Arbeit sind Zeichenstunden, die von einer professionellen Lehrkraft geleitet werden. Im Unterricht lernen die Kinder ihre Gefühle und Gedanken durch Kunst auszudrücken, machen sich mit verschiedenen Techniken und Materialien vertraut und entwickeln Fantasie sowie Feinmotorik. Jedes Werk ist einzigartig, denn im Mittelpunkt steht die Individualität jedes Kindes.

Nicht weniger bedeutend sind die Unterrichtsstunden zur jüdischen Geschichte und zu den Traditionen. In verständlicher und interessanter Form wird den Kindern von Feiertagen, Bräuchen und wichtigen Ereignissen erzählt, wodurch ein Zugehörigkeitsgefühl zur jüdischen Kultur und Respekt vor den eigenen Wurzeln gefördert werden. Diese Einheiten finden

in Form von Gesprächen, Spielen und kreativen Aufgaben statt, was den Lernprozess leicht und spannend macht.

Zum Programm gehören außerdem Handarbeitsstunden, in denen die Kinder Bastelarbeiten mit eigenen Händen anfertigen, den Umgang mit verschiedenen Materialien erlernen und Ausdauer sowie Fantasie entwickeln.

Musikalische Aktivitäten helfen dabei, das kreative Potenzial zu entfalten, das Gehör und das Rhythmusgefühl zu schulen, und bieten zugleich die Möglichkeit, gemeinsam mit Freunden fröhlich zu singen.

Zusätzlich lernen die Kinder Englisch (sowie Deutsch für diejenigen, die es noch nicht ausreichend beherrschen), wobei sie sich Wörter und Redewendungen spielerisch einprägen, was die frühe Sprachentwicklung unterstützt.

Besondere Aufmerksamkeit gilt in der Schule der Fürsorge für die Kinder. Während des Unterrichts erhalten sie ein warmes Mittagessen, sodass sie neue Kräfte sammeln und den Tag gut gelaunt fortsetzen können. Eltern können sicher sein, dass sich ihre Kinder in einer komfortablen, sicheren und wohlwollenden Umgebung befinden.

Das Wichtigste aber ist die Atmosphäre. Die Kinder lernen nicht nur, sondern verbringen auch fröhlich ihre Zeit, spielen, kommunizieren, schließen neue Freundschaften, lernen Teamarbeit und sind einfach glücklich. Jeder Sonntag verwandelt sich für sie in ein kleines Fest, auf das sie sich mit Vorfreude freuen.

Die jüdische Sonntagsschule steht allen offen, die ihrem Kind lebendige Eindrücke, neues Wissen und herzliche Gemeinschaft schenken möchten. Wir freuen uns darauf, alle in den Räumen unserer Schule willkommen zu heißen, und sind sicher, dass jeder Sonntag für Ihr Kind zu einer Zeit der Freude, Entwicklung und Inspiration wird.

Inna Kodak, Jugendzentrum

Purim

Es ist das froheste Fest im jüdischen Kalender, doch in diesem Jahr mischten sich unter das traditionelle Lachen auch leise Töne des Innehaltens. Rund 80 Gemeindeglieder und Gäste versammelten sich in der Israelitischen Kultusgemeinde, um Purim zu feiern, ein Fest, das an die Errettung des jüdischen Volkes im antiken Persien erinnert.

Der Festtag begann um 13:00 Uhr in der Synagoge mit dem religiösen Kernstück, der Lesung der Megillat Esther. Der Rabbiner trug die kunstvoll geschriebene Pergamentrolle vor. Wie es der Brauch verlangt, wurde jedes Mal, wenn der Name des Widersachers Haman fiel, mit Ratschen und Klopfen protestiert.

Gegen 14:30 Uhr verlagerte sich das Geschehen in den Gemeindesaal. Während die Jüngeren oft auf Verkleidungen verzichteten, setzten besonders die älteren Gemeindeglieder charmante Akzente: Bunte Hütchen, schillernde Federboas und kunstvolle Masken, die an den Karneval in Venedig erinnerten, prägten das Bild. Auch der 1. Vorsitzende hatte sich heuer verkleidet. Er erschien in seinem originalgetreuen japanischen Kostüm, ein Ensemble aus Kimono, Hemd und der traditionellen Rockhose. Abgerundet wurde seine Erscheinung durch einen authentischen Reishut und ein stumpfes Schaukampfschwert, was der Feier eine exotische Note verlieh.

Wegen der Sicherheitsanforderungen empfahl der 1. Vorsitzende jedem Gast über die gemeindeinternen WhatsApp-Gruppen, sich erst innerhalb des Gemeindehauses zu kostümieren, um nicht auf der Straße aufzufallen und auch nicht kostümiert aus dem Haus zu gehen.

Doch die diesjährige Feier unterschied sich deutlich von den Vorjahren. Angesichts der Angriffe des iranischen Regimes auf Israel hatte der Vorstand der Gemeinde eine einstimmige Entscheidung getroffen: Auf Musik und Tanz wurde in diesem Jahr bewusst verzichtet. Dieser Verzicht war ein kraftvolles Zeichen der Solidarität. In einer Zeit, in der das moderne Persien erneut existenzielle Bedrohungen ausspricht, wirkte die historische Parallele der Purim-Erzählung beklemmend aktuell.

Diese Entscheidung der Gemeinde spiegelt eine tiefe jüdische Ethik wider. Jüdisches Leben bedeutet nicht die Abwesenheit von Schmerz, sondern die Fähigkeit, Empathie ins Zentrum des Handelns zu stellen. Man erkennt die Rettung der Vorfahren an, ohne das aktuelle Leid der Gemeinschaft in Israel auszublenden. Jüdische Existenz bedeutet Solidarität mit der Geschichte. Wenn ein Teil des jüdischen Volkes bedroht ist, schwingt diese Sorge in jeder Feier mit. Auch ist wahre Freude im Judentum nie rein egoistisch, sondern immer an das Wohl des Nächsten geknüpft.

Trotz der ernsten Note kam die Geselligkeit nicht zu kurz. Bei einer Auswahl an traditionellen Hamantaschen und dem Genuss von Wein sowie „Bronfen“ (Wodka) bot sich Raum für tiefe Gespräche. Gegen 17:30 Uhr endete die Zusammenkunft. Die Feier in Bamberg zeigte eindrucksvoll, dass jüdisches Leben durch das aktive Erinnern und das bewusste Handeln in der Gegenwart besteht.

Martin Arieah Rudolph

Vortrag in russischer Sprache

Vor Pessach veranstalteten wir mit dem Jüdischen Lehrhaus Bamberg, in Zusammenarbeit mit der IG „Freunde Israels in

Franken“ einen Vortrag mit Rabbiner Guberman von der Jüdischen Gemeinde Erlangen. Die zentrale Frage des Vortrages in russischer Sprache war nicht die bloße Tatsache des Auszugs aus Ägypten, sondern die Natur der Knechtschaft an sich. Wie konnte es geschehen, dass ein freies Volk seine Versklavung zuließ? Der Rabbiner stellte uns eine einfache Frage: Was ist Sklaverei? Er gab allen Anwesenden die Möglichkeit, sich zu diesem Thema zu äußern.

Rabbiner Guberman erläuterte die Mechanismen der Versklavung und wies darauf hin, dass Knechtschaft stets mit Uniformierung beginnt. Sobald die Individualität ausgelöscht wird, ist der Mensch leichter zu manipulieren. Manipulation, Einschüchterung und die schleichende Veränderung von Gewohnheiten waren die Werkzeuge, die souveräne Menschen in Sklaven verwandelten. Um die Wiederholung solcher Szenarien in der Gegenwart zu verhindern, müssen wir vor allem diese psychologischen Mechanismen verstehen. Als die Sprache auf die Zehn Gebote kam, entbrannte eine hitzige Diskussion. Besonders über das Gebot, in dem es heißt: Begehre weder die Frau noch den Besitz deines Nächsten.

Im Rahmen der jüdischen Weltanschauung ist die Einhaltung der Zehn Gebote das einzige verlässliche Mittel gegen Manipulation und Knechtschaft. Indem der Mensch seine Gewohnheiten durch die Erfüllung von Mitzwot ändert, erlangt er eine innere Unabhängigkeit. Der Vortrag stieß bei den Mitgliedern der Gemeinde auf große Resonanz.

Mascha Bulgakova / Ludmilla Michaltschuk

Mosaik eines Lebens

Es sind oft die kleinen, feinen Steinchen, die das Bild eines ganzen Lebens erst vervollständigen. Unter dem Titel „Mosaik eines Lebens“ lud das Jüdische Lehrhaus „Heinrich C. Olmer“ im März zu einer Lesung ein, die weit über eine gewöhnliche Buchvorstellung hinausging. Der Autor und Referent Stefan Hartmann war bereits zum dritten Mal Gast der Gemeinde, doch diesmal brachte er etwas ganz Besonderes mit, seine Autobiografie.

Begegnung im Wald

Dass Hartmann den Weg in die Israelitische Gemeinde fand, ist einer fast schon poetischen Fügung zu verdanken, die der Leiter des Lehrhauses und 1. Vorsitzende der IKG Bamberg, Martin Arieah Rudolph, zu Beginn des Abends Revue passieren ließ. Die beiden Männer lernten sich bereits um das Jahr 2010/2011 kennen, und zwar bei der „Oberhaider Waldbegegnung“, wie Stefan Hartmann sie nennt, am Mönchssee oberhalb von Oberhaid. In einer persönlichen Dankes-Mail nach



Das Neujahrsfest der Bäume in der Gemeinde Bamberg.

der Lesung hob Hartmann diese erste Begegnung erneut hervor; ein Moment in der Natur, der den Grundstein für eine jahrelange Verbundenheit legte.

Im Zentrum der Lesung stand ein besonders prägnanter Abschnitt aus Hartmanns Werk. Der Autor reflektierte darin über die Zeit ab 1979 und jene Prozesse, die er „33 Jahre hatte geschehen lassen“. Die Zeilen machten deutlich, wie sehr das Individuum in die großen Räder der Geschichte eingewoben ist und wie lange es oft dauert, bis die Mosaiksteine der eigenen Identität an ihren richtigen Platz rücken. Stefan Hartmann hatte auch noch andere Bücher dabei. So das Buch „Quid est veritas? Theologische Essays und Portraits“. Es thematisiert die Suche nach der göttlichen Wahrheit und bietet Essays sowie Porträts bekannter Theologen. Stefan Hartmann ist für seine gut lesbaren Texte bekannt. Er veröffentlicht regelmäßig Essays, die versuchen, komplexe theologische Fragen für ein breiteres Publikum zugänglich zu machen.

Durch den kleinen Kreis der Zuhörerschaft entwickelte sich der Abend schnell zu einem lebendigen Dialog. Es war Raum für Exkurse und Themen abseits des Manuskripts, was die Veranstaltung zu einem echten „Lehrhaus-Erlebnis“ im besten Sinne machte: Lernen durch Austausch und Begegnung.

Ein besonderer Moment der Dankbarkeit prägte eine weitere Mail von Hartmann. Er setzte ein deutliches Zeichen seiner Verbundenheit mit der Gemeinde und verzichtete vollständig auf ein Honorar und bat darum, den vorgesehenen Betrag einem sozialen Zweck innerhalb der Gemeinde zukommen zu lassen. Der Vorsitzende Martin Arieah Rudolph dankte Hartmann herzlich für diese überaus generöse Geste. *Martin Arieah Rudolph*

Der intellektuelle Klub

Über Jahrhunderte hinweg waren das Streben nach Erkenntnis und der tiefe Respekt vor der Weisheit die Grundlage für das Leben und den Erfolg des jüdischen Volkes in der ganzen Welt. Wie der herausragende mittelalterliche Denker und Rabbiner Jizchak Abravanel sagte: „Das Wissen ist jener Baum des Lebens, der diejenigen stützt, die an ihm festhalten, und der Früchte des Wohlstands hervorbringt“. Dieser Tradition folgend, legt unsere Gemeinde besonderen Wert auf intellektuelle Freizeitgestaltung und organisiert Treffen, die nicht nur die sozialen Bindungen stärken, sondern auch den Horizont stetig erweitern.

In unserem Kulturzentrum finden im Rahmen des Programms „Treffpunkt“, das speziell für die ältere Generation ins Leben gerufen wurde, regelmäßig die

Spiele des intellektuellen Klubs „Was? Wo? Wann?“ statt. Diese Treffen bringen Menschen zusammen, die die Möglichkeit schätzen, ihre Gelehrsamkeit zu testen und Zeit im Kreise Gleichgesinnter zu verbringen. Geleitet wird der Klub von Zhanna Shklyar, einer inspirierten und einfühlsamen Organisatorin, die jedes Spiel in eine faszinierende Reise in die Welt der Fakten und Logik verwandelt.

Das Programm jedes Spiels ist reichhaltig und vielfältig: von schnellen Fragen zur allgemeinen Bildung bis hin zu tiefgründigen logischen Aufgaben, die eine Analyse im Team erfordern. Die Themen umfassen Literatur, Kunst, Geschichte und Weltkultur. Die Teilnehmenden suchen nach Antworten auf Fragen zu klassischen Werken, großen Komponisten und verborgenen Bedeutungen in Meisterwerken der Malerei. Da jede Antwort von einer historischen Erläuterung begleitet wird, wird das Spiel zu einem vollwertigen Bildungsprozess.

Für die Mitglieder unseres Klubs sind diese Treffen weit mehr als nur ein Wettbewerb. Sie sind ein wirksames Instrument zur Förderung des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit und der geistigen Flexibilität – und vor allem eine Quelle lebendigen und herzlichen Austausches. Auch nach dem finalen Gong verstummen die Diskussionen nicht. Die Teilnehmenden gehen zum gemütlichen Teetrinken über, teilen ihre Eindrücke und tauschen Ideen aus.

Mascha Bulgakova

Bamberger Geheimnisse

Seit fast einem halben Jahr finden im Kulturzentrum der IKG Bamberg die historischen Vorträge unter dem Titel „Bamberger Geheimnisse“ statt. Dieses im Juni 2025 im Rahmen des Programms „Treffpunkt“ gestartete Pilotprojekt hat

bereits ein treues Stammpublikum und begeisterte Anhänger gewonnen.

Wie sah das mittelalterliche Bamberg aus? Wer waren die ersten Juden der Stadt? Was geschah hier während der Weltkriege, wie entstanden das Fürstentum und die Universität und warum verschwanden die Straßenbahnen aus dem Stadtbild? Antworten auf diese und viele andere Fragen gibt die erfahrene Stadtführerin und Expertin für Lokalgeschichte, Tatiana Konkova.

Bis heute fanden bereits sechs Vortragsabende sowie eine speziell für die Senioren der Gemeinde konzipierte Stadtführung statt. Das Projekt hat sich dabei von einem reinen Bildungskurs zu einer lebendigen Kommunikationsplattform entwickelt. In freundschaftlicher Atmosphäre bei einer Tasse Tee nach dem Vortrag tauschen sich die Teilnehmer aus und bringen eigene Ideen für künftige Themen ein.

Laut Tatiana Konkova ist es das Hauptziel der Reihe, jedem die Möglichkeit zu geben, Bamberg wie einem alten Freund zu begegnen, den man plötzlich neu entdeckt und dabei Details bemerkt, die jahrelang verborgen blieben. Gast in der eigenen Stadt zu sein bedeutet nicht nur in ihr zu leben, sondern ihren Charakter und den über Jahrhunderte gewachsenen Geist des Ortes zu verstehen. Behutsam und fesselnd führt die Autorin Tatiana Konkova ihre Zuhörer durch die Zeit. In ihren Erzählungen beginnen die Straßen zu sprechen und die Steine zum Leben zu erwachen. Jede Vorlesung ist das Ergebnis stundenlanger Recherchearbeit. Die Forschungsabende finden monatlich donnerstags statt und dauern mindestens zwei Stunden, denn das Eintauchen in die Stadtgeschichte braucht Muße und Tiefe.

Mascha Bulgakova



Der intellektuelle Klub der Gemeinde Bamberg.

Gedenkveranstaltungen

Am 7. Oktober 2025 gedachten wir noch mit einer Mahnwache am Grünen Markt in Bamberg des unfassbaren Massakers der Hamas und erinnerten an das Schicksal der noch in Gaza gefangen gehaltenen Geiseln. Bereits wenige Tage später dann die erlösende Nachricht, dass die letzten noch lebenden Geiseln frei waren, wenn auch die Rückführung der toten Geiseln erst viel später abgeschlossen war.

Am 9. November fand am Vormittag eine feierliche Gedenkfeier zur Reichspogromnacht in Schweinfurt am Erinnerungsort „Denkzeichen“ im Châteaudun-Park statt. Am Nachmittag besuchten die Schülerinnen der Maria-Ward-Schule unter Leitung ihrer Lehrerin Andrea Wolff verschiedene Gedenkstationen in der Austraße und in der Willy-Lessing-Straße in Bamberg, wobei an jeder Station von Schülerinnen und Rabbinerin Deusel ein Beitrag zum Gedenken erfolgte. Die zentrale Gedenkfeier der Stadt Bamberg am Synagogenplatz wurde wie im Vorjahr von Rabbinerin Deusel und Rabbiner Almekias-Siegl als Repräsentanten der beiden jüdischen Gemeinden in Bamberg mitgestaltet.

Am 27. Januar 2026 veranstaltete das Bundespolizei-Bildungszentrum in Bamberg eine sehr würdige Gedenkzeremonie in der Chapel der ehemaligen US-Kaserne, an der von jüdischer Seite Rabbinerin Deusel teilnahm, trotz des Schneechaos, das den Straßenverkehr nahezu vollständig zum Erliegen gebracht hatte. Rund um den Holocaust-Gedenktag des 27. Januar war für zwei Wochen die Fotoausstellung „Berührungen mit Auschwitz“

– gestern und heute“ in der ehemaligen Johanniskapelle in Bamberg zu sehen. Veranstalter war der Bamberger „Dominikanische Freundeskreis hl. Katharina von Siena“, in Kooperation mit dem „Zelt der Religionen“ und der Liberalen Jüdischen Gemeinde Mischkan ha-Tfila. Das umfangreiche Begleitprogramm zu dieser Ausstellung, die dem Andenken von Dr. Heiner Chajim Olmer s'l gewidmet war, wurde von Rabbinerin Deusel und weiteren Mitgliedern unserer Gemeinde mitgetragen. Die Fotoausstellung geht nun auf Wanderschaft und wird als nächstes in Bayreuth zu sehen sein. Wir wünschen uns, dass sich an den künftigen Ausstellungsorten die Besucher von den eindrucksvollen Aufnahmen ebenso berühren lassen wie in Bamberg, gerade auch junge Menschen, und dass auch andernorts zahlreiche Schulklassen fundierte Führungen durch die Ausstellung erhalten, um sie für das Thema zu sensibilisieren und die so wichtige Erinnerungsarbeit in die Zukunft hineinzutragen.

Purim

Trotz der verschärften Sicherheitsvorkehrungen aufgrund des Irankrieges ließen wir es uns nicht nehmen, gemeinsam Purim zu feiern. Die Megillat Esther wurde verlesen – einmal die vollständige Megilla für die Erwachsenen, und einmal in einer kindgerechten Version während einer eigenen Feier für die Kinder. Die letztere war sehr vergnüglich, während die eigentliche Megille-Lesung naturgemäß von ernsterem Charakter als sonst geprägt war, da unsere Gedanken dem Krieg in Nahost galten, und die Geschichte von Purim selten so aktuell war wie in diesem Jahr. Wir alle hoffen und beten, dass ganz bald verlässlicher Frieden in Israel herrschen wird.

Purim

Am 18. Februar begleitete ein Team des Bayerischen Rundfunks die Vorbereitungen für das Purimfest in der Jüdischen Gemeinde. Dort wurde gezeigt, wie eines der fröhlichsten jüdischen Feste vorbereitet wird, von der Planung des Programms bis zu den letzten organisatorischen Schritten. Die Dreharbeiten zum Film gaben einen Einblick in das Gemeindeleben und die Bedeutung von Purim, das an die Rettung der Juden im alten Persien erinnert.

Am 14. Adar feierten die Gemeindemitglieder und Freunde gemeinsam mit Musik, guter Stimmung und einem traditionellen Purim-Spiel. Das Stück wurde von Rosa Guberman zusammen mit Vorstandsmitglied Judith Zinman organisiert. Mit viel Humor und Engagement brachten die Beteiligten die Purimgeschichte auf die Bühne und sorgten für große Begeisterung im Publikum. Danach fand unser jährlicher Kostümwettbewerb statt, bei dem Gutscheine fürs Kino gewonnen wurden. Das Fest wurde so zu einem lebendigen Ausdruck jüdischer Tradition und Gemeinschaft.

Tu Bischat

In unserer Gemeinde wurde Tu Bischat, das Neujahrsfest der Bäume, in einer kleinen und gemütlichen Runde gefeiert. Gemeindemitglieder und Freunde kamen zusammen, um dieses besondere Fest gemeinsam zu begehen und die Verbindung zur Natur und zur Schöpfung zu stärken. Die Feier wurde von Rabbiner Reuven Guberman geleitet. In seinen Worten erläuterte er die Bedeutung von Tu Bischat und erklärte, warum zu diesem Anlass bestimmte Früchte gegessen werden. Gemeinsam sprachen wir die Brachot für die Früchte sowie das Schehechejanu und verliehen dem Moment damit einen feierlichen und bewussten Rahmen.

Da zur aktuellen Jahreszeit bei uns, anders als in Israel, noch Schnee liegt, wurde die traditionelle Pflanzung von Bäumen symbolisch umgesetzt. Jung und Alt bepflanzten gemeinsam kleine Blumentöpfe. Diese kreative Lösung ermöglichte es, den Gedanken von Wachstum, Verantwortung und Hoffnung auch hier vor Ort erlebbar zu machen. In ruhiger und friedlicher Atmosphäre waren alle Generationen miteinander beschäftigt, im Austausch und im gemeinsamen Tun verbunden. Die Feier von Tu Bischat wurde so zu einem schönen Beispiel für gelebte Gemeinschaft und die Weitergabe von Traditionen über alle Altersgrenzen hinweg.



Foto-Ausstellung „Berührungen mit Auschwitz“.

© Joseph Beck

Judith Zinman

Freundeskreis

Der Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde hat einen neuen Vorstand gewählt. Den Vorsitz übernimmt der ARD-Journalist Oliver Mayer-Rüth, der den Freundeskreis künftig mit neuen Impulsen und klaren Zielen führen möchte. Zum neu gewählten Vorstand gehören außerdem Susanne Gillmann, Ester Limburg-Klaus, Matthias Haag, Irina Schmitz, Christof Eberstadt, Elke Preuß, Günter Ünzelmann und Peter Friedmann. Gemeinsam setzen sie sich für die Unterstützung der Gemeinde und die Stärkung jüdischen Lebens in Erlangen ein. Ein zentrales Anliegen des neuen Vorstands ist es, den geplanten Neubau einer Synagoge in Erlangen stärker in der Stadtgesellschaft zu verankern und dafür breite Unterstützung zu gewinnen.

Judith Zinman

Konzert

Anfang Dezember fand in der Waldorfschule ein besonderes „Konzert für den Frieden“ statt. Die Band Sistanagila verband in ihrem Programm jüdisch-persische Musiktraditionen mit westlicher Klassik und schuf so einen musikalischen Dialog zwischen verschiedenen Kulturen. Mit den Instrumenten Geige, Gitarre, Saxofon und orientalischer Percussion entstand ein vielfältiges Klangbild, das das Publikum begeisterte. Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen im Iran und der Solidarität Israels mit der iranischen Bevölkerung erhielt der Abend eine besondere Bedeutung. Die Musik erinnerte daran, wie eng kulturelle Verbindungen zwischen Menschen sein können, auch über politische Konflikte hinweg. Organisiert wurde das Konzert von der Jüdischen Gemeinde in Kooperation mit der Freien Waldorfschule und mit Unterstützung des Zentralrats der Juden.



Der Vorstand des Freundeskreises der Gemeinde Erlangen.



Mitzvah Day in der Gemeinde Hof.

HOF

Die vergangenen Monate waren in unserer Gemeinde von wichtigen Gedenkveranstaltungen, gemeinsamen Aktionen und festlichen Feiern geprägt. Sie zeigten erneut, wie lebendig und verbunden unsere Gemeinschaft ist.

Am 9. November fand in der Stadt eine bewegende Gedenkstunde anlässlich der Ereignisse der sogenannten „Reichskristallnacht“ statt. Die Oberbürgermeisterin Eva Döhla hielt eine eindrucksvolle Rede. Ebenso sprach der 1. Vorsitzende der Kultusgemeinde, Dr. Jakob Gonczarowski, und erinnerte an die historische Verantwortung und die Bedeutung des Gedenkens in unserer Zeit. Die musikalische Begleitung von Elisabeth Böttcher war besonders einfühlsam und berührend. Ihre Darbietung verlieh der Veranstaltung eine würdevolle und zugleich tief bewegende Atmosphäre.

Am 23. November beteiligte sich unsere Gemeinde am bundesweiten Mitzvah Day,

der in vielen jüdischen Gemeinden in ganz Deutschland begangen wurde. Gemeinsam bemalten wir Kerzen für den Schabbat und für Chanukka, gestalteten kreative Bilder zum Thema Chanukka und verbrachten wertvolle Zeit miteinander. Kinder, Eltern, Großeltern – alle Generationen kamen zusammen, tauschten sich aus, spielten Gesellschaftsspiele und genossen köstliche Suppen sowie süße Leckereien. Die Freude am gemeinsamen Tun und die herzliche Atmosphäre machten diesen Tag zu einem besonderen Erlebnis für alle Beteiligten.

Am 14. Dezember feierten wir in unserem passend geschmückten Saal Chanukka. Festlich gekleidet und voller Freude tanzten wir gemeinsam, verteilten Geschenke und genossen die vorbereiteten Speisen. Natürlich durfte auch das feierliche Entzünden der ersten Chanukka-Kerze nicht fehlen. Auch an den darauffolgenden Tagen zündeten wir – wie jedes Jahr – die Chanukka im Stadtzentrum von Hof an. Damit setzten wir ein sichtbares Zeichen für jüdisches Leben, Tradition und Zusammenhalt in unserer Stadt.

Am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, fand in der Buchgalerie in Hof auf Initiative des Deutsch-Israelischen Freundeskreises eine Gedenkstunde zur Erinnerung an den Holocaust statt. Diese Veranstaltung erinnerte eindringlich an die Opfer der Shoa und unterstrich die Bedeutung von Erinnerung, Verantwortung und Zivilcourage in der heutigen Gesellschaft.

Unsere Veranstaltungen zeigen, dass Gedenken und Freude, Tradition und Gegenwart, Jung und Alt in unserer Gemeinde ihren festen Platz haben. Wir blicken dankbar auf diese gemeinsamen Erlebnisse zurück und freuen uns auf weitere Begegnungen in unserer lebendigen Gemeinschaft.

Bat Mizwa

Eine Bat Mizwa ist immer ein ganz besonderer Moment für eine Familie. So war es auch bei der Bat Mizwa von Neomi, die in einer besonders warmen und herzlichen Atmosphäre gefeiert wurde.

Für die Eltern ist dieser Tag ein Anlaß, zurückzublicken. Gleichzeitig richtet sich der Blick nach vorn – in die Zukunft, in der ihre Tochter nun ihren eigenen Weg geht, mit wachsender Selbstständigkeit, Stärke und Verantwortungsbewusstsein. Für Neomi selbst bedeutet die Bat Mizwa den Eintritt in eine neue Lebensetappe. Es ist das Gefühl, erwachsen zu werden, Verantwortung übernehmen zu können und nun als vollwertiges Mitglied der jüdischen Gemeinschaft zu zählen. Dieser Übergang war bei der Feier deutlich spürbar – in ihrer Haltung, in ihren Worten und in der Freude, mit der sie diesen besonderen Tag erlebte.

Doch eine Bat Mizwa betrifft nicht nur die Familie – sie ist auch ein bedeutender Moment für die gesamte Gemeinde. Nicht umsonst sagen wir: „Siman Tow u'Masal Tow, jiche lanu u'lekol Jisrael“ – es soll ein gutes Zeichen sein für uns und für ganz Israel. Diese Worte machen deutlich, dass ein solches Ereignis über das Individuelle hinausgeht. Es ist ein Zeichen der Verbundenheit und Einheit innerhalb unseres Volkes. Wenn ein jüdisches Kind die Schwelle zur religiösen Mündigkeit überschreitet, ist das ein freudiges Zeichen für die gesamte Gemeinschaft.

In seiner Dwar Tora richtete der Rabbiner bewegend und ermutigende Worte an Neomi. Er sprach über Verantwortung, über jüdische Identität und darüber, wie wichtig es ist, mit Freude und Stolz den eigenen jüdischen Weg zu gehen.

Im Anschluss fand ein feierlicher Kidusch statt. Neomi und ihr Vater wandten sich mit persönlichen und herzlichen



Bat Mizwa in der Gemeinde Regensburg.

Worten an die Gemeinde. Man spürte die Dankbarkeit und die Freude, diesen Tag gemeinsam feiern zu dürfen.

Selbstverständlich durfte auch die Übergabe der Geschenke nicht fehlen. Einige davon – wie Geldgeschenke – konnte Neomi jedoch erst nach Schabbat entgegennehmen, da man am Schabbat kein Geld annimmt. Auch diese kleine Begebenheit zeigte, wie selbstverständlich die Halacha in das Fest integriert war.

Es war eine inspirierende Zeit für alle Beteiligten. Die Bat Mizwa von Neomi hat einmal mehr gezeigt, wie wichtig solche Feiern für unsere Kinder, unsere Familien und unsere Gemeinde sind. Wer seinem Kind ein wahrhaft bleibendes Geschenk machen möchte, sollte die Bat- oder Bar-Mizwa bewusst und feierlich begehen. Als Gemeinde unterstützen wir solche Feste von Herzen – denn wir wünschen uns noch viele weitere solcher freudigen Ereignisse. BK

Konzert

Die Musik-Gruppe „Dobranotch“ mit jüdischen Liedern ist eine international anerkannte Klezmer-Band, die heute in

Deutschland ansässig ist und ursprünglich aus Sankt Petersburg, Russland stammt. Ilse Danziger stellte uns die Band vor, die seit über 25 Jahren eine treibende Kraft in der Klezmer-Revival-Bewegung ist. Zu der Gruppe gehören die Musiker Mitia Khramtsov (Violine, Gesang), Jack Butler (Tuba), Evgenii Lizin (Große Trommel) und Germina Gordienko (Hackbrett). Die Band, gefördert vom Zentralrat der Juden, bringt frische Energie und Authentizität in diese reiche musikalische Tradition. Der Klang von Dobranotch ist eine lebendige Fusion aus Klezmer mit russischen, nahöstlichen, ukrainischen und kaukasischen Volksmusikstilen – durchdrungen von zeitgenössischen Rhythmen, aber stets verwurzelt im Geist eines traditionellen Klezmer-Hochzeitsorchesters. Mit Auftritten in über 20 Ländern und 11 veröffentlichten Alben hat sich „Dobranotch“ einen weltweiten Ruf erworben. Bei uns sangen sie Doinar, Tumbalalaika, Hava nagila u.a. Das Publikum dankte mit starkem Applaus. RH

Otto-Schwerdt-Schachturnier

Anfang November fand in der Jüdischen Gemeinde das traditionelle Otto-Schwerdt-Schnellschachturnier statt. Bereits zum 21. Mal trafen sich Schachfreunde aus ganz Bayern, um dieses sportliche Ereignis in Erinnerung an Otto Schwerdt sel.A. zu begehen. Insgesamt nahmen 40 Spieler aus den jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, Hof, München, Nürnberg, Regensburg und Weiden teil. Die Vorsitzende der Gemeinde Regensburg und Vizepräsidentin des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Ilse Danziger, begrüßte alle Anwesenden herzlich. Sie betonte die Bedeutung des Turniers und sagte: „Es ist ganz wichtig, dass das traditionelle Otto-Schwerdt-Schachturnier bestehen bleibt und jedes Jahr wiederholt wird. In diesem Jahr



Konzert mit der Band Dobranotch in der Gemeinde Regensburg.



Gedenkstunde der Gemeinde Regensburg.

können wir auf 21 Jahre zurückblicken. Tradition ist ein fester Bestandteil im Judentum.“

Das Turnier fand im festlich geschmückten Gemeindesaal der Neuen Synagoge statt, in dem auch ein Porträt von Otto Schwerdt an prominenter Stelle angebracht ist. Organisiert wurde das Turnier von Volodimir Barskyy, Vorstandsmitglied der Gemeinde und Leiter des „Club Shalom“. Sein Engagement und seine koordinierende Arbeit waren maßgeblich für die erfolgreiche Durchführung des Turniers.

In sieben spannenden Runden nach dem Schweizer System wurden die Sieger ermittelt. Die Schiedsrichter Günter Gegg und Manfred Fischer sorgten für einen reibungslosen Ablauf und fassten die Ergebnisse zusammen. In der Mannschaftswertung belegte die Regensburger Gemeinde den 1. Platz, dann folgten Nürnberg und München. Roland Schmid aus Regensburg kam in der Einzelwertung auf den 1. Platz. Ihm folgten Suren Khachatryan (Nürnberg) und Paul Krasnikov (München). Für die besten Einzelergebnisse wurden ausgezeichnet: unter den Nestoren Leonid Volshanik (München), unter den Senioren Mark Albeker (Augsburg) und unter den Junioren Michail

Karateev (Bamberg). Pokale und Urkunden überreichten Volodimir Barskyy und Jakov Denissenko.

Eine große Unterstützung bei der Durchführung des Turniers leistete der Schachclub SC Bavaria Regensburg von 1881. Ein herzlicher Dank gilt auch den fleißigen Helfern in der Küche für das wunderbare Essen.

Volodimir Barskyy

Gedenken

Die Gedenkstunde, zu der die Stadt Regensburg jedes Jahr einlädt, fand diesmal in der Aula der Städtischen Berufsschule statt. Musikalisch umrahmt wurde das Gedenken sehr einfühlsam durch das fünfköpfige Ensemble Grünthal. In ihrer Begrüßung hob Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer besonders einen der letzten Zeitzeugen hervor, den anwesenden 93-jährigen Ernst Grube. Die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Ilse Danziger, zitierte in ihrem Grußwort den Satz von Otto Schwerdt, dem 2007 verstorbenen Zeitzeugen und langjährigen Gemeindevorsteher, die „Erinnerung sei eine Pflicht gegenüber den Toten“. Ein Grußwort für das Bistum Regensburg übermittelte Stadtdekan Roman Gerl.

Im Hauptteil wurden die Schicksale von vier Opfern durch Nachgeborene (Toch-

ter, Enkel, Großneffe bzw. Großnichte) vergegenwärtigt. Zwei von ihnen, Franz Höhne, 1904–1980, und Heinrich Bielawski, 1917–1997, überlebten Ghetto, Konzentrationslager sowie Zwangsarbeitslager, die beiden anderen nicht: Josef Bollwein wurde 1943 hingerichtet, Max Tröster verübte 1940 Selbstmord. Die Auswahl der Personen machte die große Vielfalt der Opfer in der Shoa deutlich: Juden, Behinderte, Homosexuelle, Sinti und Roma, politisch Andersdenkende.

Die Vorträge waren auch dadurch sehr bewegend, dass die Vortragenden als Angehörige der Opfer eine starke emotionale Verbindung mit denen, deren Schicksal sie schilderten, hatten und haben. Besonders berührend war zum Abschluss das Totengebet für die Verstorbenen durch Rabbiner Benjamin Kochan.

Zu Gast bei Freunden

Jedes Quartal lädt der Vorsitzende des Clubs „Schalom“, Volodymyr Barskyy, zu einem gemütlichen Treffen in die jüdische Gemeinde ein. Hier werden den Geburtstagskindern des Quartals die besten Wünsche für Gesundheit und Wohlergehen im Namen des gesamten Vorstands übermittelt. Außerdem ist es Herrn Barskyy ein Herzensanliegen, Mitgliedern und Freunden der Gemeinde, wie z.B. Dora Kuzenko für ihre wertvolle Arbeit in der sozialen Betreuung der Gemeindeglieder und Herrn Jakov Denissenko für seine Tätigkeit in der Gemeinde zu danken. Meine seit Jahren freundschaftliche Mitarbeit und Unterstützung, die für mich selbstverständlich ist, wurde auch gewürdigt. Für die anschließende wunderbare Musik dankten wir dem Akkordeonisten Aleksander Rolnik und der Geigerin Elena Furmanova. Sie und die herrlichen Geschichten von Herrn Barskyy sorgten für eine wohlthuende Atmosphäre bei allen Anwesenden. Unterstützt wurde das alles noch durch die Bewirtung durch Sofia Golkova, Natalia Ilchenko und Oksana Zelezniakova. Für mich war es ein wunderbarer Nachmittag zu Gast bei Freunden.

Ingrid Liemant



Otto-Schwerdt-Schachturnier in der Gemeinde Regensburg.



Zu Gast bei Freunden in der Gemeinde Regensburg.

Religionsgespräch

Nach diesem Abend beim Straubinger Religionsgespräch im Israel-Offman-Saal der Israelitischen Kultusgemeinde weiß man: Beten, die Zwiesprache mit Gott, ist so vielfältig wie die Menschen, die es tun. „Meeting mit dem Allmächtigen – Beten im Alltag“ war das Thema dieses Dialogs zwischen den Straubinger Vertretern der drei großen monotheistischen Religionen. Anders als bei früheren Austauschtreffen kamen diesmal weniger die Geistlichen zu Wort, sondern vor allem die Mitglieder der jeweiligen Gemeinschaften. Zwei christliche, zwei jüdische und zwei muslimische Gläubige berichteten über ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit dem Gebet. Das Fazit: Beten hat viele Gesichter und viele Formen.

Mark Podolskiy, in der Ukraine geboren und seit 30 Jahren Mitglied der jüdischen Gemeinde, hat beim Studium in Moskau erfahren, dass es nicht selbstverständlich war, in die Synagoge zu gehen und zu beten. Heute ist es für ihn ein wesentlicher Bestandteil seines Lebens. „Beten bedeutet für mich Innehalten, Ruhe bewahren, Balance finden.“ Die „katholisch getaufte, aber evangelisch sozialisierte“ Christin Cordula Schubert-Brenner hat zwar nicht oft das Gefühl, „jemanden zu treffen“, aber die Erfahrung gemacht, „dass sich meist im Nachhinein etwas verändert“. Auch Meltem Ulusoy von der türkisch-islamischen Gemeinde kennt es, nicht „immer hoch motiviert zu sein“ zu beten, aber gerade diese schwierigen Momente seien die erfüllendsten. „Im Gebet sortiert sich meine Seele, mein Herz braucht es, wie mein Körper Nahrung.“ Sie nennt es „Termin mit Allah“, denn „alles wächst mit der Regelmäßigkeit“. Ihr

Glaubensbruder Berat Aksakal beschreibt eine geistliche und eine körperliche Dimension des Betens. „Wenn ich mich vor Allah niederwerfe, bete ich mit dem ganzen Körper.“ Beten kann anstrengend und beruhigend zugleich sein, wie die Jüdin Anzhelika Kolyada meint. Sie hatte noch in Russland das Buch der Psalmen entdeckt. „Es erfordert Konzentration und innere Ruhe und nach dem Lesen bin ich oft völlig erschöpft.“

Der beste Zeitpunkt zum Beten sei „jetzt, immer“, meint Martin Schaller von der Gemeinde der evangelischen Christuskirche. Beten sei überall möglich, auch im Wartezimmer beim Arzt oder beim Gehen durch die Stadt, Stille, Konzentration auf den Atem oder ein Lied vertiefe die Konzentration. Aber nicht nur im Gebet gebe es ein „Meeting mit dem Allmächtigen“, sondern: „Der Ewige begegnet mir auch in anderen Menschen“. Viele weitere Aspekte und Facetten des Betens werden beim anschließenden Austausch thematisiert. Aus Sicht des Rabbiners Mendel Muraiti gibt es kein Beten ohne Konzentration, ohne Einstimmung „wie bei einem Musikinstrument“. Das persönliche, freie Gebet mit Worten, „die aus mir herausflutschen“, wie es die IKG-Vorsitzende Anna Zisler nennt, oder um die man, so Krankenhausseelsorger Theo Speiseder, manchmal auch ringen muss, stehe gleichberechtigt neben dem ritualisierten Gebet wie dem katholischen Rosenkranz, der helfen kann, wenn Formulierungen fehlen.

Weitere Erfahrungen: Beten in der Gemeinschaft gelingt am besten, wenn vorher ein Gleichklang hergestellt wurde durch Lieder oder eine gemeinsame Körperhaltung. Ohne Worte kann Beten schon durch Haltung Demut und Ehrfurcht ausdrücken. Beten ist Stillwerden, es kann in Not und Verzweiflung durch extreme Situationen tragen. Und viel-

leicht ist auch der bairische Ausruf „Himmivater huif“, den die Jüdin Anna Zisler seit ihrer Kindheit kennt, ein Stoßgebet, das in allen Sprachen und Konfessionen verstanden wird.

Eva Bernheim

Nachgedruckt mit freundlicher Genehmigung aus dem Straubinger Tagblatt.

Konzert

Die Mezzosopranistin Shai Terry und der Pianist Adi Bar Soria präsentierten in der Gemeinde ein festliches Konzertprogramm anlässlich des 60-jährigen Jubiläums der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und des Staates Israel. Es war eine atemberaubende musikalische Reise durch die Landschaften Israels, die Wüste Negev, die Berge Yehuda, das Meer und vieles mehr.

Ein weiteres Konzert präsentierte „Das jiddische Lied“. Auf seiner Reise um die Welt von seiner Heimat in Osteuropa bis zur Lower East Side in New York war das jiddische Lied immer eine Möglichkeit, jüdische Gemeinden zusammenzubringen und das Leben zu feiern. Diese musikalische Kooperation zwischen der gefeierten lettischen Sängerin Sasha Lurje, dem außergewöhnlichen amerikanischen Violinisten Craig Judelman und der legendären niederländischen Akkordeonistin Sanne Möricke folgt den Wendungen der jiddischen Lied-Tradition von intimen Volksliedern bis hin zu ausgefeilten Theater- und Kunstliedern. Auch dieses Konzert wurde vom Zentralrat unterstützt.

Bat Mitzwa

Mit viel Freude und Liebe waren die Synagoge und der Israel-Offman-Gemeindesaal erfüllt, als Marie Rachel ihre Bat Mitzwa feierte. Nachdem sie in der Synagoge eine wunderbare Rede gehalten hatte und einen Segen für die ganze Gemeinde gesprochen hatte, kam von der Frauempore ein Bonbon-Regen in den Gebetsraum geflogen und nicht nur die Kinder hatten eine helle Freude, die Bonbons einzusammeln.

Woche der Brüderlichkeit

Wie alle Jahre fand die Festveranstaltung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Foyer des Theaters am Hagen statt. Eine Besonderheit war, dass der Schirmherr der Veranstaltung, Regierungspräsident Rainer Haselbeck, den diesjährigen Festvortrag übernahm. Unterstützt mit schwungvoller zeitgenössischer Musik umrahmte der Posaunenchor die Festveranstaltung. „Schulter an Schulter – miteinander“, das diesjährige Motto, wurde auch von Oberbürgermeister Markus Pannermayr und Anna Zisler, Vorsitzende der IKG Straubing, thematisiert.



Religionsgespräch in der Gemeinde Straubing.

Henny Brenner

Erstmals hat der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung den Henny-Brenner-Preis verliehen. Die Auszeichnung würdigt Schulbücher, die jüdisches Leben in Vergangenheit und Gegenwart fachlich fundiert, differenziert und didaktisch hochwertig darstellen und sich zugleich aktiv gegen Antisemitismus richten. Namensgeberin des Preises ist die 2020 verstorbene Weidenerin Henny Brenner. Mit dem Preis würdigt der Beauftragte Felix Klein ihr jahrzehntelanges Engagement gegen Rechtsextremismus und Antisemitismus. In der Weidener Gemeinde ist die Freude und der Stolz über diese besondere Würdigung groß. Henny Brenner war hier über viele Jahre hinweg sehr aktiv und beliebt.

Geboren wurde Brenner 1924 in Dresden als Tochter einer jüdischen Mutter und eines protestantischen Vaters. Den Holocaust überlebte sie nur knapp und mit viel Glück. Nach dem Ende des Nationalsozialismus lebte sie zunächst in der DDR, floh jedoch bald mit ihren Eltern nach West-Berlin. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann Hermann Brenner kennen. Anfang der 1950er Jahre zog das junge Paar nach Weiden, wo Hermann Brenner die jüdische Gemeinde wieder aufbaute.

Henny Brenner selbst engagierte sich zunehmend für die Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten und gegen das Vergessen der Opfer. Besonders nach der Wiedervereinigung trat sie als Zeitzeugin in Schulen auf, sprach mit Schülern und setzte sich bis ins hohe Alter aktiv gegen Antisemitismus ein. 2017 veröffentlichte sie ihre Erinnerungen unter dem Titel „Das Lied ist aus. Ein jüdisches Schicksal in Dresden“.

Neben dieser bundesweiten Würdigung blickt die Gemeinde auch auf eigene Aktivitäten zurück. Im Dezember fand die dritte Ausstellung der Kunsttherapie-



Gruppe statt. Zahlreiche Besucher nutzen die Gelegenheit, die Werke der Teilnehmer zu betrachten. Unter dem Titel „Die Ansichten der Altstadt Weiden“ präsentierten die Mitglieder ihre künstlerischen Arbeiten. Die Kunsttherapie bietet älteren Gemeindegliedern die Möglichkeit, ihre kreativen Fähigkeiten zu entfalten, ihre Stimmung zu verbessern und ihre Feinmotorik zu trainieren. Gemeinsames kreatives Arbeiten stärkt zudem den Gemeinschaftssinn und beugt Einsamkeit vor.

Auch der Erhalt des historischen Erbes bleibt ein wichtiges Anliegen der Gemeinde. Bei der Gemeindeversammlung im Dezember informierte der Vorsitzende Leonid Schaulov über den Plan zur Restaurierung historischer Grabsteine aus dem frühen 20. Jahrhundert auf dem alten jüdischen Friedhof in Weiden. Bisher wurden im Rahmen dieses Projekts insgesamt 78 Grabsteine restauriert. Die Arbeiten sollen auch in den kommenden Jahren fortgesetzt werden.

Marina Jurowetzkaja

Mitzwa Day

Jedes Jahr sind die jüdischen Gemeinden in Deutschland Teil eines besonderen Ereignisses, eines Tages der guten Taten, der Menschen verschiedener Generationen und Städte verbindet. Die Initiative geht vom Zentralrat aus. Das Wort Mitzwa bedeutet Gebot und wird im Alltag auch im Sinne einer guten Tat, also der Hilfe für andere Menschen, verwendet.

Am 23. November beteiligte sich auch unsere Gemeinde an dieser Aktion, die vom Landesverband unterstützt wurde. Die Gemeinde Erlangen hatte ein Programm für Familien mit Kindern vorbereitet. In Würzburg organisierten wir ein eigenes Treffen und waren gleichzeitig über Zoom mit der gemeinsamen Veranstaltung verbunden. So konnten wir uns als Teil einer großen Gemeinschaft erleben und uns mit Teilnehmern aus anderen Städten austauschen.

Im Rahmen der Aktion gestalteten die Kinder unserer Sonntagsschule Kerzen mit viel Freude und Kreativität. Die fertigen Kerzen wurden kurz vor Chanukka unseren Senioren geschenkt. Diese aufmerksame Geste bereitete große Freude und wurde zu einem schönen Zeichen der Verbundenheit zwischen den Generationen. Der Mitzwa Day erinnerte uns daran, dass jeder Mensch, unabhängig vom Alter, durch kleine Taten zum Wohl anderer beitragen kann.

Marina Zisman,

Leiterin der Sonntagsschule

Purim

Purim begann in der Synagoge mit dem Abendgottesdienst und der Lesung der Megillat Esther. Danach trafen sich die Gäste zu einer festlichen Begegnung im David-Schuster-Saal. Dort waren die Tische mit traditionellen Purim-Leckereien gedeckt. Außerdem wurde eine Ausstellung mit Arbeiten der Kreativwerkstatt ge-



Mitzwa Day in der Gemeinde Würzburg.



Purimspiel in der Gemeinde Würzburg.

zeigt. Am Programm beteiligten sich in diesem Jahr die Schüler unserer Sonntagsschule, die Kreativgruppe „Menora“ sowie die jungen Sportler des Selbstverteidigungsclubs. Den Abend eröffnete Rabbiner Schlomo Zelig Avrasin. Elina spielte ein Klavierstück, Elisa sang mehrere Lieder, und Lisa trat zusammen mit ihrer Lehrerin Wladlena Wachowskaja mit einem Flötenduett auf. Für gute Stimmung sorgten auch fröhliche Tanzauftritte. Zu hören waren bekannte jüdische Lieder. Der Höhepunkt des Abends war eine Theateraufführung, die von Eltern des Familienklubs vorbereitet wurde. In den Rollen spielten: Mordechai – Alexander, Esther – Anna, Haman – Andrej, den Text las Polina. Olga, die Autorin des Drehbuchs, erklärte dazu: „Wir haben versucht, dass unser ‚Purimspiel einmal anders‘, sowohl lustige als auch bewegende Momente enthält. Eine besondere Rolle spielte das Lied ‚Jeruschalajim schel sawaw‘, das Esther während des Gebets um die Rettung des Volkes singt. Polina trat zum ersten Mal als Sprecherin auf und war sehr aufgeregt, hat ihre Aufgabe aber hervorragend gemeistert. Andrej spielte den hinterlistigen Haman sehr überzeugend, und Esther und Mordechai lebten so sehr in ihren Rollen, dass viele Zuschauer ihre Emotionen kaum verbergen konnten. Ich selbst spielte Achaschwerosch und leitete gleichzeitig die Aufführung – schließlich war es unsere erste gemeinsame Aufführung.“

Margarita Gogolewa

10 Jahre Kreativwerkstatt

Wir haben kaum bemerkt, wie zehn Jahre vergangen sind, seit wir begonnen haben, uns im Gesher-Saal zu treffen, um gemeinsam zu malen. Im Februar 2016 startete die Kreativwerkstatt „Jung und Alt“ mit zwölf Teilnehmern. Seit zehn Jahren kommen viele von uns wie zu einem Fest zu den Treffen. Mit dankbarer Trauer gedenken wir jener, die nicht mehr unter uns sind: Zina, Alla und Yakov. Ihr Engagement und ihre Inspiration bleiben Teil unserer gemeinsamen Geschichte. Doch das Leben geht weiter – neue Menschen finden zu uns. Der Krieg in der Ukraine führte viele Menschen nach Würzburg, und so schlossen sich auch Eleonora und Irina unserer Gruppe an. Natasha stieß vor etwa einem Jahr dazu. Sie haben sich so selbstverständlich in unseren Kreis eingefügt, als wären sie von Anfang an dabei gewesen. Unser zentrales Konzept basiert auf der künstlerischen Gestaltung der jüdischen Feiertage, die das Gemeindeleben durch das ganze Jahr begleiten. „Die Gruppe pulsiert im Einklang mit dem jüdischen Kalender und interpretiert die Feiertage aus der Perspektive der Kunst“, formu-



lierte ich vor fünf Jahren. Indem wir uns jeweils einem Thema widmen, entfaltet jede Teilnehmerin ihre schöpferischen Fähigkeiten und vertieft zugleich ihre Verbindung zur jüdischen Tradition. In zehn Jahren ist vieles entstanden. Doch unser größter Schatz ist die Gruppe selbst – ihr Zusammenhalt, das gegenseitige Verständnis und die Freude am gemeinsamen Schaffen. Jede Teilnehmerin bereichert unsere Werkstatt nicht nur durch ihr künstlerisches Talent, sondern auch durch ihre Persönlichkeit und ihre besonderen Begabungen. Eleonora hat uns bereits mehrfach Gedichte aus verschiedenen Anthologien vorgestellt. Sayana findet zu vielen bewegenden Momenten die passenden poetischen Worte. Irina präsentierte einen Film über ihre kunstvollen Häkelarbeiten. Raisa versorgt uns nicht nur mit neuen Gedichten ihres Ehemannes Semjon, sondern bringt auch eigene malerische Werke mit. Natasha widmet sich auch zu Hause intensiv der Malerei und stellte uns kürzlich ihre persönliche Galerie vor. Mila, Gastgeberin des Gesher-Saals, meistert ihre organisatorischen Aufgaben mit bewundernswerter Energie und malt zugleich engagiert mit. Larissa und Tamara genießen

bei ihren Enkeln den Ruf echter Künstlerinnen. Alla unterstützt bei unseren Treffen immer wieder mit Rat in sozialen Fragen. Elena, meine rechte Hand, hilft mir mit ihrer positiven Energie und ihrem pädagogischen Engagement; auch zu Hause bleibt sie der Malerei treu. Besonders stolz sind wir auf die Grußkarten, die mit Motiven unserer Werke gedruckt werden. Die Gemeinde nutzt sie für Glückwünsche an andere Gemeinden und Organisationen, und das Museum „Shalom Europa“ verkauft sie mit Erfolg. Diese Initiative werden wir unbedingt fortführen. Auch in „Unser Panorama“ finden unsere Werke ihren Platz. Vor fünf Jahren wurden zwei Teile des Films „Kreativwerkstatt: Jung und Alt“ gedreht. Sie sind auf der Website unserer Gemeinde sowie auf der Museumsseite zu sehen. Der erste Teil war unserem fünfjährigen Jubiläum gewidmet und mit dem Feiertag Tu BiSchwat verbunden. Im zweiten Teil wird jede Teilnehmerin persönlich vorgestellt. Künftig möchten wir unsere Werke jeweils im Vorfeld eines Feiertags präsentieren. Wir lieben das Malen, sehen die Schönheit und wünschen uns, dass sie immer größer wird.

Larysa Dubrovskaja



Kreativwerkstatt der Gemeinde Würzburg: Larysa Dubrovskaja.

Jüdisch-Sein

Immanuel Kant, der Aufklärungsphilosoph des 18. Jahrhunderts, hat Raum und Zeit als reine Anschauungsformen bestimmt, die nicht aus der Erfahrung stammen können. Die Bedingung dafür, dass wir Räumliches und Zeitliches zu erleben vermögen, liegt also vorab in uns selbst. Es scheint deshalb zunächst merkwürdig, dass während der NS-Zeit Juden von der Erfahrung und Wahrnehmung von Raum und Zeit so stark in Anspruch genommen wurden, dass sich dieses Phänomen als ein wissenschaftliches Thema aufdrängte. Schaut man sich jedoch eine der Quellen an, die Guy Miron in seinem Buch verarbeitet hat, z.B. Markus Elias' Artikelserie „Rückblick und Ausblick“, die vom 3. Januar 1935 an in drei Ausgaben der Wochenzeitung „Der Israelit“ erschienen ist, stößt man auf eine eindringliche Thematisierung von Raum- und Zeiterfahrungen.

Von der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30.01.1933 an ist jüdisches Leben in Deutschland von elementaren Umwälzungen betroffen gewesen, die sich bis in die Fundamente seiner Existenz auswirkten. Es ist Guy Miron's großes Verdienst, dass er mit seiner Studie „Jüdisch-Sein im nationalsozialistischen Deutschland“ die Tragweite dieser Erfahrungen in detaillierter Form dargestellt hat. Miron, der 1966 in Jerusalem geboren wurde, ist Professor für jüdische Geschichte an der Open University of Israel sowie Direktor des Center for Research on the Holocaust in Germany in Yad Vashem. Die Quellen, auf die er sich in seinem Buch bezieht, sind zum einen die bereits seit vielen Jahren bekannten Tagebücher von Victor Klemperer und Willy Cohn, zum anderen Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zahlreicher jüdischer Presseorgane, die während des Dritten Reiches in Deutschland erschienen.

Miron greift zudem auf Archivmaterial zurück, auf unveröffentlichte Tagebücher und Lebenserinnerungen. Anhand dieses Quellenmaterials zeigt er auf, wie sich die Weltsicht der deutschen Juden in den 1930er Jahren veränderte. Er thematisiert sowohl die Neuausrichtungen der deutschen Wirklichkeit durch die Nationalsozialisten als auch die Notwendigkeit der deutschen Juden, aufgrund der Ausgrenzung aus dieser neuen Wirklichkeit eine neue Sicht auf ihre eigene Existenz zu entwickeln. Die eklatanten Veränderungen im Raumerlebnis lassen sich an Hitlers Besuch in Breslau 1936, den



Miron im Kapitel „Bedrohliche öffentliche Räume“ erwähnt, exemplifizieren. Juden war es während des Besuches untersagt, sich im öffentlichen Raum aufzuhalten oder aus ihren Fenstern zu schauen, damit sie Hitler „nicht einmal für einen kurzen Augenblick zu Gesicht“ bekämen. Die Kehrseite dieser Inszenierung eines „geheiligten Raumes“ des nationalsozialistischen Deutschlands und seines Führers liegt in einem beengten, in die Enge getriebenen jüdischen Lebens.

Miron führt im ersten Kapitel des dem Raumerlebnis gewidmeten Teils seines Buches alle Einschränkungen der Bewegungsfreiheit auf, die Juden in dieser Zeit hinnehmen mussten. Neben dem Verbot von Reisen, von Fahrten mit dem eigenen Auto, Kino- und Bibliotheksbesuchen führt Miron auch die Ausgrenzung aus der deutschen Landschaft auf. Im zweiten Kapitel behandelt Miron die jüdischen Orte und Räume, in die sich Juden zurückzogen, wie z.B. die Gemeinschaftsräume der Jüdischen Gemeinden und der Jüdische Friedhof, oder die sie sich neu einrichteten, wie z.B. die Hachschara-Höfe oder Jüdischen Sportstätten. Das dritte Kapitel zeigt unter dem Titel „Daheim“ die ambivalente Gestalt jüdischer Wohnungen während der NS-Zeit auf, die nicht nur familiäre Rückzugsräume waren, sondern auch zwangsweise eingerichtete Judenhäuser, in denen eine neue Form des nachbarschaftlichen Zusammenlebens gefunden werden musste.

Der der Zeit gewidmete zweite Teil des Buches ist ebenfalls in drei Kapitel eingeteilt. In ihnen zeigt Miron z.B. die ekla-

tanten Veränderungen im Zyklus der öffentlichen Festzeiten im NS-Regime auf, von dem die Juden ausgeschlossen waren. Sie entwickelten daraufhin ein neues Verständnis für den Kreis der Feiertage des jüdischen Kalenders, denen sie, wie z.B. dem Chanukkafest, neue Bedeutungen gaben. Die Aufmunterung durch die Begegnung mit dem kämpferischen Charakter des Chanukkafestes konnte Juden jedoch nicht davor bewahren, die Zeit in einer ambivalenten Weise zu erleben, einerseits als kriechende, andererseits als sich beschleunigende Zeit. Wer unter Verfolgungsdruck und dem Fieber der Auswanderung leidet, spürt, dass die Zeit bei dringenden Entscheidungen sich zu verlangsamen scheint, oder sich allzu sehr beschleunigt, so dass das Gefühl entsteht, sie renne einem davon.

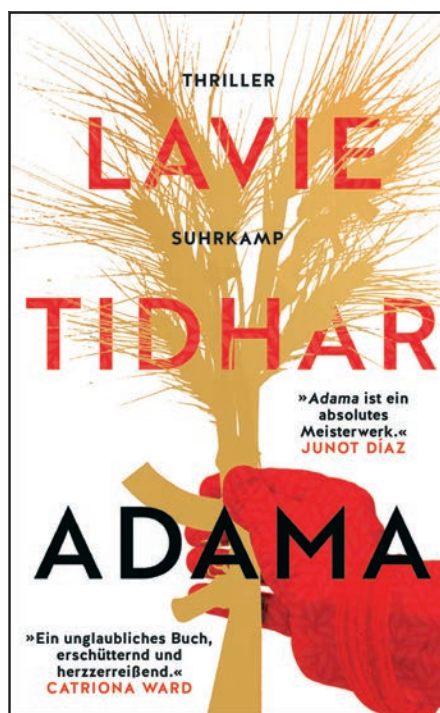
Guy Miron's Buch ist eine wissenschaftliche Studie. Sie bedient sich deshalb einer wissenschaftlichen Sprache und eines wissenschaftlichen Duktus, der angesichts des schwerwiegenden Themas manchmal etwas befremdet. Die Tagebucheinträge von Willy Cohn und Victor Klemperer sind Zeugnisse eines beklommenen Herzens. Im Kreise der Wissenschaft ist es jedoch legitim, die Raum- und Zeiterlebnisse verfolgter Juden als „faszinierendes Fallbeispiel“ anzusehen, um die Komplexität des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft und „diesen beiden Grundwahrnehmungen“ darzustellen. Hingegen befremden Bemerkungen Miron's, in denen er, z.B. zu Beginn seines Buches (siehe S.8), eine Analogie zwischen heutigen Erfahrungen und der existentiellen Situation von Juden in der NS-Zeit herstellt, selbst wenn er dabei sehr vorsichtig formuliert. Die Probleme und Herausforderungen, denen sich Juden durch die nationalsozialistische Hetze und Bedrohung ausgesetzt sahen, sind nicht einmal in Ansätzen für gegenwärtige Leser besser zu verstehen, weil sie die Erfahrung staatlicher bzw. behördlicher Einschränkungen während der Corona-Pandemie gemacht haben. Möglicherweise ist dem israelischen Historiker das perfide Spiel der Impfgegner mit dem „neuen Judenstern“ in dieser Phase nicht bekannt gewesen.

Daniel Hoffmann

Guy Miron: *Jüdisch-Sein im nationalsozialistischen Deutschland. Gelebter Raum, gelebte Zeit*, 306 S., Neofelis Verlag, Berlin 2026, www.neofelis-verlag.de.

Adama

Das erste Kapitel ist überschrieben: Das Ende, Hanna, Miami 2009, das letzte: Der Anfang, Hanna, Florida 2009. Eingeraht in diese kurzen Kapitel entfaltet der Autor die Geschichte von Ruth, einer aus Ungarn eingewanderten Pionierin, ihrer Familie und einiger ihrer Freunde. Ruth gehört zu den Gründern eines Kibbuz im Landesinnern westlich von Haifa. Von dessen Anfängen erfahren wir erst im dritten Kapitel. Das zweite aber erzählt fast vom Ende einer sozialistischen Idee, von der die Kibbuzbewegung getragen war. An diesem Ende stehen auch Morde, und diese Gewalt durchzieht das Buch. Für Ruth ist der Kibbuz und Israel das Land, um das sich der Kampf lohnt. Hinter diesem Kampf hat alles, auch das persönliche Schicksal, zurückzustehen. Und der Kampf errang die Unabhängigkeit von den Engländern. Kampf war die Vertreibung und Bekämpfung arabischer Bewohner, Kampf ums Überleben mit scheinbarem Sieg war der „Sechs-Tage-Krieg“, Kampf war der „Jom-Kippur-Krieg“ und Kampf ist auch die Bedrohung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit des Kibbuz. Und jeder Kampf bringt Tote mit sich. Ruth verliert ihre Söhne, ihren Mann, und ihre Enkelin und ihren Enkel, nicht alle im Kampf, manche durch Unfall, manchen durch Mord. Andere verlassen sie, wie ihre nach der Shoa wiedergefundenen Schwester Shoshana, wie ihr Bruder, der in der kommunistischen Bewegung außerhalb des Kibbuz nach der



Erfahrung des sowjetischen Gulags eigene Wege sucht; wie ihr Sohn Ophek, der Zauberer. Jedem ist mindestens ein Kapitel gewidmet. Manchmal erfährt der Leser in einem anderen mehr über diese Figur. Das Ganze ergänzt sich wie ein Mosaikstein den anderen, ergänzt und ergibt ein Ganzes.

Ruth wird hart durch ihre Erfahrungen; aber weich war sie nie. Und selbst ihre letzte Aktion startete sie als Racheakt. Den wird sie aber nicht mehr ausführen

können. Viel Gewalt also in diesem Buch. Der Autor, 1976 in Israel geboren, seit 2003 in England lebend, siedelt sie in seinem Geburtsland an. Durch die Konzentration auf die kleine Einheit Kibbuz und eine Frau überwältigt er seine Leser. Die Sprache ist knapp, und nur selten kann der Leser Luft holen. Gerade mal in der Mitte des Buches, als Ruths Söhne noch Kinder sind und mit ihrer Cousine Yael zum Meer aufbrechen, weil dort doch Kalifornien sein muss. Von dort hatte Yaels Mutter Shoshana Postkarten geschickt. Ruth zerriss sie und warf sie weg. Yael aber fand sie und hütete sie in ihrer Schatzkiste. Oder Yael als Königin Esther an Purim, als sie 16 Jahre alt ist, Purim, ein Fest, an dem man alles darf. Drei Jahre später stirbt sie bei einem Unfall auf der Rückfahrt von einer Siegesfeier in Eilat.

Lavie Tidhar wurde bekannt mit Science Fiktion und Fantasy-Romanen. „Adama“ ist das zweite Buch einer Trilogie. Für den ersten Band, „Maror“, erhielt er 2024 den Deutschen Krimi-Preis. Der dritte Band der Trilogie soll „Golgatha“ heißen. Schauplatz von Adama ist Israel, Lavie Tidhars Heimatland. Dieses Land kennt er, darum macht es Sinn, die Geschichte dort anzusiedeln. Wenn man Thriller mag, ist das ein spannendes, lesenswertes Buch. *Angela Genger*

Lavie Tidhar: Adama, 425 Seiten, Suhrkamp Verlag, Berlin 2025, www.suhrkamp.de

Früchte des Mondes

Für Mitglieder der kleinen Israelitischen Gemeinde in Winterthur (Schweiz), mit der Rabbiner Dr. Elijah Tarantul nach eigener Angabe seit vielen Jahren tief und innig verbunden ist, schrieb dieser Tora-Lehrer eine Reihe von Betrachtungen über die zwölf Monate des jüdischen Jahres. Um den Kreis seiner Leser wesentlich zu vergrößern, hat Tarantul seine Essays nun in einem Büchlein mit dem verblüffenden Titel „Früchte des Mondes“ veröffentlicht.

Im Vorwort der Neuerscheinung erklärt der Autor, ein Vertreter der modernen Orthodoxie, sowohl den der Tora (5. Buch Mose 33,14) entnommenen Buchtitel als auch sein Arbeitskonzept: „Es ist eine alte gute Sitte, dass ein Rabbiner mit Worten der Tora eine jüdische Gemeinde geistig unterstützt“. Bei der Besprechung alter Texte und Traditionen berücksichtigt der Interpret die Fragen, Sorgen und Hoffnungen seines Publikums. Ab und zu darf er auf konkrete Verhältnisse hinweisen, die man verbessern könnte. Das vorlie-



gende Werk wendet sich an das sogenannte bürgerliche Bildungspublikum und ist zweifellos eine Bereicherung der jüdisch-religiösen Literatur in deutscher Sprache.

Tarantul bespricht die Monate der Reihe nach – von Nissan bis Adar. Aus der Fülle des vorhandenen Quellenmaterials hat der Autor in erster Linie solche Themen ausgewählt, die ihm hier und heute besonders relevant erscheinen. Immer wieder hebt Tarantul Merksätze oder „Botschaften“ hervor. Nach einem Kommentar von Raschi soll ein Jude die Tora jeden Tag so betrachten, als ob sie heute gegeben worden und topaktuell wäre: „Die Tora ist einerseits zeitlos. Andererseits ist sie gerade deswegen ewig aktuell und frisch, weil sie in jeder einzelnen Epoche, ja, an jedem einzelnen Tag zu jedem einzelnen Menschen darüber spricht, was ihn heute interessiert.“

Das folgende Beispiel kann Tarantuls Auslegungskunst verdeutlichen. „Megillat Esther“, die bekanntlich am Purim sowohl abends als auch am Morgen in der Synagoge vorgetragen wird, „hat für uns moderne Menschen, wie für jedes Menschenwesen in jeder Epoche, zwei tief-sinnige Botschaften“. Wie lauten diese

Botschaften? Die Geschichte von Haman, Mordechai und Esther zeigt uns: Man soll nicht annehmen, dass eine aussichtslose Lage nur in einer Katastrophe enden kann, es gibt Wunder und Wendepunkte. Und andererseits: „Die naiven Frömmel, die nicht für eine bessere Zukunft kämpfen wollen und mit automatischen Wundern rechnen, werden vermutlich enttäuscht“. Zwei falsche Ansichten gilt es also zu vermeiden: „Irrtum Nr. 1: Es gibt keine Wunder. Irrtum Nr. 2: Wir müssen nichts tun, weil uns Wunder mit Garantie geschehen werden“.

Referiert und interpretiert werden nicht nur bekannte sowie weniger bekannte biblische und rabbinische Texte. Tarantul lockert den mitunter trockenen Unterrichtsstoff durch Bemerkungen zu aktuellen politischen Angelegenheiten, die Attacke der Terrororganisation Hamas gegen den Staat Israel am 7. Oktober

2023 wird mehrfach erwähnt, er schildert eigene Erlebnisse und erzählt sogar einige Witze.

Angeführt sei hier eine kleine Geschichte, deren Kernaussage mir fragwürdig erscheint: „Nicht nur alte Minhagim (Gewohnheiten, Bräuche) können weise sein. Ein Bekannter von mir entwickelte kurz nach seiner Hochzeit eine Gewohnheit, die mir persönlich sehr sympathisch war: Am Vorabend des Versöhnungstages ging er während der 40 Jahre seiner Ehe Jahr für Jahr mit seiner Ehegattin ins Kino.“ Die Frage drängt sich auf: Warum muss der gemeinsame Kinobesuch ausgerechnet am Vorabend des Versöhnungstages stattfinden?

Bücher, die fehlerfrei sind, haben Seltenheitswert. Tarantul dankt im Vorwort seiner Lektorin Bella Bender, die viele Fehler angestrichen hat. Anzumerken ist, dass einige geblieben sind. Im Hinblick

auf eine verbesserte zweite Auflage seien hier drei kleine Corrigenda notiert. Erstens: Gleich zweimal (Seite 17 und Seite 95) wird Josef Chaim Yerushalmi als ein israelischer Historiker bezeichnet; in Wirklichkeit war Yerushalmi (trotz seines Familiennamens!) ein amerikanischer Hochschullehrer. Zweitens: Simchat Tora darf nicht mit dem Laubhüttenfest gleichgesetzt werden (Seite 59); das Fest der Freude an der Lehre feiert man stets nach dem Laubhüttenfest, und drittens: Bei der Abkürzung BDR (Seite 90) wurden zwei Buchstaben verdreht; richtig ist: BRD = Bundesrepublik Deutschland.

Yizhak Ahren

Rabbiner Dr. Elijah Tarantul: Früchte des Mondes. Gedanken zu den jüdischen Monaten, 127 Seiten, Verlag Morascha, Basel 2025, www.morascha.ch.

Julius Bab

Nach ihrer 1999 erschienenen Monografie „Die doppelte Wurzel des Daseins. Julius Bab und der Jüdische Kulturbund Berlin“ hat die Historikerin Sylvia Rogge-Gau im vergangenen Jahr eine Biografie Julius Babs veröffentlicht. 2025 jährte sich Babs Todestag zum 70. Mal. Das ist nicht nur literaturgeschichtlich ein willkommener Anlass, um an den bedeutenden deutsch-jüdischen Theaterkritiker und Schriftsteller zu erinnern, der die tiefgreifenden Wandlungen ausgesetzte deutsche Kultur und Politik des vergangenen Jahrhunderts erlebt und gestaltet hat. Es ist auch ein wichtiges Datum, um innezuhalten und anhand dieser Biografie sich die unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Prozesse im Detail zu gegenwärtigen, die diese Wandlungen bestimmt haben.

Da Julius Bab vom Beginn des 20. Jahrhunderts an in der ersten Reihe der Kulturschaffenden stand, ist die Begegnung mit seiner Biografie umso wertvoller. Sylvia Rogge-Gau hat die Persönlichkeit Julius Babs in das Zentrum ihrer biografischen Beschreibung gestellt. Nicht die Darstellung und Interpretation seines umfangreichen Werkes stehen also im Vordergrund, sondern der jüdische Deutsche Julius Bab, der „als kritischer und sensibler Zeitgenosse“ das kulturelle Geschehen begleitet, kommentiert und mitgestaltet hat. Welche bedeutende Stellung Julius Bab besonders in der Weimarer Republik besaß, zeigt das Kapitel „Der 50. Geburtstag am 11. Dezember 1930 – Bab auf dem Höhepunkt seines Erfolges“. Der Weg bis zu diesem Höhepunkt bedeutete für Bab zugleich, sich in die Niederungen des deutschen Antisemi-



tismus zu begeben, um diesen wirkungsvoll zu bekämpfen. Bab veröffentlichte während der Weimarer Republik Artikel in der „Central-Verein-Zeitung“, dem Organ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, zahlreiche Artikel, die der Abwehr antisemitischer Behauptungen galten.

Er konfrontierte diese Behauptungen mit „richtigstellenden Fakten“. Dass diese Strategie notwendig ist, wird jeder anerkennen, jedoch zeigte sie sich – mit dem 30. Januar 1933 – letztlich als wirkungslose Aktion. Julius Bab hat es von seinen ersten Schritten in den Kulturbetrieb des deutschen Kaiserreiches an in bewundernswürdiger Weise verstanden, zahlreiche Kontakte zu knüpfen. Theodor Heuss, der erste Bundespräsident der Bundesrepu-

blik, war sein Studienkollege. Ihre Freundschaft währte bis zum Tode Babs. Mit der Schriftstellerin Ina Seidel verband ihn eine sensible Freundschaft. Eine andere Freundschaft, die ihn sein Leben lang auf wechselvolle Weise begleitete, war die zu Walter Harlan und seinen Kindern, zu denen Veit Harlan, der Regisseur des antisemitischen Propagandafilms „Jud Süß“, gehörte.

Die Jahre, die Bab von 1938 an in der Emigration verbrachte, zunächst in Frankreich, dann in New York, blieb er ohne Kontakt zu diesen Weggefährten seines erfolgreichen Wirkens für die deutsche Kultur. Eindrucksvoll schildert Sylvia Rogge-Gau, wie nach dem Zweiten Weltkrieg die Wiederannäherung erfolgte. „Wir haben sehr oft in all den Jahren an Sie alle gedacht“, schrieb Boleslaw Barlog, später lange Jahre Generalintendant der Staatlichen Schauspielbühnen Berlins, an Bab. Barlog war einst ein enger Freund von Babs Sohn. Die Hinwendung zahlreicher Weggefährten und Freunde zu Bab konnte diesen jedoch nicht zu einer Rückkehr nach Deutschland bewegen. Vor allem die Auswirkungen des von Veit Harlan wieder aufgenommenen Kontaktes zeigen auf, wie fragil die Beziehungen zwischen deutschen Juden, die den Antisemitismus und den Holocaust der NS-Zeit durchlitten, und Deutschen, die die Politik und Kultur des NS-Regimes mitgetragen hatten, waren.

Julius Bab wurde in die Prozesse, die gegen Veit Harlan im Nachkriegsdeutschland und in den jungen Jahren der Bundesrepublik geführt wurden, als Zeuge verwickelt. Dabei konnte er erleben, wie stark bei denen, die bereits 1945 den Kon-

takt zu ihm gesucht hatten, die Loyalität zu dem Künstlerkollegen Veit Harlan ausgeprägt war. Sylvia Rogge-Gau zitiert auch aus Veit Harlans Briefen an Julius Bab. Nicht nur die Argumentation in diesen Briefen entzieht sich den einfachsten Regeln der Logik, auch die Sprache verliert sich in einem regellosen Geschwätz. Dies zeichnet übrigens auch Harlans bisher unveröffentlichte, fragmentarische Lebenserinnerungen aus, in denen er an einer

Rechtfertigung seiner Künstlerexistenz im NS-Staat sowohl auf der sprachlichen als auch der logischen Ebene kläglich versagt.

Julius Bab kehrte 1951 und 1953 zu längeren Reisen nach Deutschland zurück. Auf seiner ersten Reise schrieb er aus Hamburg an einen Bekannten, er „werde den Gedanken nicht los: wie nett, wenn von so viel Enthusiasmus vielleicht vor 13 Jahren ein Zehntel zu merken gewesen

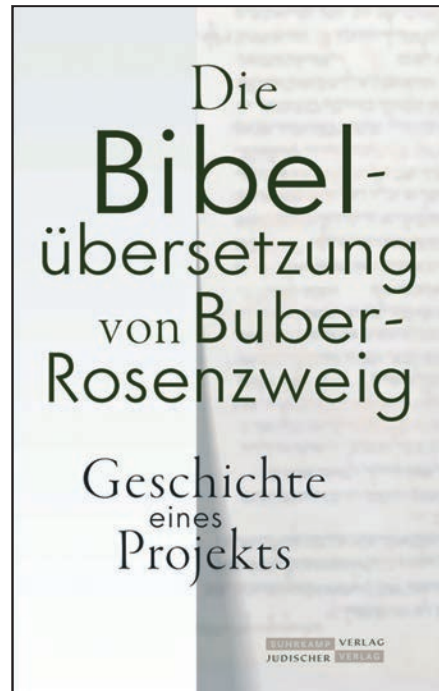
wäre!“ Ob Julius Bab bei dieser Formulierung auch an den biblischen „Zehnten“ gedacht hat, lässt sich nur vermuten. Jedoch gewinnt seine wehmütige Formulierung durch diesen Bezug einen Sinn, der das Fehlen dieses Zehntels umso schwerer ertragen lässt. *Daniel Hoffmann*

Sylvia Rogge-Gau: Dasein als Pflicht. Theater als Leidenschaft. Julius Bab. Die Biographie, 288 S., Leipzig 2025, www.hentrichhentrich.de.

Bibelübersetzung

Vor hundert Jahren erschien „Das Buch Im Anfang“, der erste Band einer neuen Bibelübersetzung ins Deutsche, an der Martin Buber und Franz Rosenzweig gemeinsam gearbeitet haben. Diese jüdischen Religionsphilosophen bezeichneten ihr Projekt als Verdeutschung der Schrift. Einen Kommentar haben sie dem Text nicht beigefügt. Rosenzweig erklärte, es komme ihm nur darauf an, den Leser zum hebräischen Urtext hinzuführen.

Die Neuerscheinung fand gleich eine überaus große Beachtung. Es kam schon bald zu einer heftigen Debatte, die im hier vorzustellenden Band sorgfältig dokumentiert wird. Die Herausgeber, Inka Sauter, Christoph Kasten und Ansgar Martins, haben eine längere „Einleitung“ verfasst, in der sie die Hintergründe des Projekts von Buber und Rosenzweig erläutern, den Kreis um den charismatischen Frankfurter Rabbiner Nehemia Anton Nobel skizzieren und die wichtigsten Protagonisten der Diskussion vorstellen. Danach schildern sie die mitunter polemischen Auseinandersetzungen um die neue Tora-Übersetzung, die besonders dem damals be-



reits schwer kranken Rosenzweig viel Kummer bereitet haben.

Im Hauptteil der vorliegenden Dokumentation finden wir die wichtigsten Beiträge

zur Debatte um die Tora-Verdeutschung von Buber und Rosenzweig. Die teilweise hier erstmals veröffentlichten Quellen sind chronologisch angeordnet: Glossen, Briefe, Besprechungen und Repliken. Aufmerksame Leser können nun ohne viel Mühe nachvollziehen, was 1926 und sogar noch Jahrzehnte später manche Gemüter sehr erregt hat. Abgedruckt ist auch die Rede, die der bekannte Kabbala-Forscher Gershom Scholem 1961 in Jerusalem gehalten hat, als der Abschluss von Bubers Bibelübersetzung gefeiert wurde.

„Geschichte eines Projekts“ – so der Untertitel des umfangreichen Buches – ist aus verschiedenen Gründen lehrreich und für Personen, die an religiös-literarischen Themen interessiert sind, auch spannend zu lesen. Im 21. Jahrhundert beneiden wir ein wenig wehmütig eine Zeit, in der kritische Rezensionen ernst genommen wurden und echte Streitgespräche stattfanden. *Yizhak Ahren*

Christoph Kasten, Ansgar Martins, Inka Sauter (Hrsg.): Die Bibelübersetzung von Buber-Rosenzweig, Geschichte eines Projekts 475 S., Jüdischer Verlag, Berlin 2025, www.suhrkamp.de.

Zionismus

Die historischen Hintergründe des Nahostkonfliktes beschäftigen die Historikerin Anja Siegemund, die seit dem September 2015 Direktorin der „Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“ ist, seit mehr als zwei Jahrzehnten. Ihr akademischer Werdegang ist eng mit diesem Thema verbunden. Das im vergangenen Jahr im Wallstein-Verlag erschienene Buch „Zentraleuropäischer Zionismus und jüdisch-arabische Verständigung vor der Staatsgründung Israels“ geht in Teilen auf ihre 2009 erschienene Dissertation „Verständigung in Palästina. Deutsche und Prager Zionisten und die ‚Araberfrage‘, 1918 bis 1933“ zurück. Es ist bemerkenswert, dass damals nicht „Zionismus“ im Titel des Buches stand, der Begriff, der heute in großen Teilen der Öffentlichkeit als negatives Schlagwort gilt, sondern „Zionisten“, also Personen, die mit der Über-

zeugung von der Bedeutung dieser neuen Idee in Deutschland und Prag wirkten.

Auch im Titel des von Anja Siegemund 2016 im Neofelis-Verlag herausgegebenen Sammelbandes „Deutsche und zentraleuropäische Juden in Palästina und Israel. Kulturtransfers, Lebenswelten, Identitäten. Beispiele aus Haifa“ sind es wiederum Protagonisten, nämlich vornehmlich die „Jeckes“, die im Zentrum der Darstellung stehen. Diese Personalisierung vermittelt eine neutrale Perspektive auf das historisch und aktuell konfliktreiche Thema, eine Objektivität, die für wissenschaftliche Publikationen selbstverständlich ist. In ihrem aktuellen Buch, in dessen Titel nicht mehr von Zionisten, sondern vom Zionismus die Rede ist, greift Siegemund bereits auf der ersten Seite ihres Vorwortes das schwierige Thema der Objektivität auf. Das zeigt, dass sie in Zeiten emo-

tionaler Polarisierung im Nahost-Konflikt um eine selten gewordene Sachlichkeit bemüht ist. „Objektivität“ kann also auch bei einem Buch, das sich klar als wissenschaftlich versteht, nie absolut sein, sondern höchstens eine Richtung vorgeben.“ Siegemund gibt diese Richtung vor, indem sie ihre historische Darstellung immer wieder mit Fragen anreichert, die sie dazu animieren, die historische Situation möglichst sowohl aus unterschiedlichen, auch den gegnerischen Positionen heraus zu problematisieren, als auch aus der aktuellen Perspektive heraus zu beurteilen. Auf diese Weise stellt sie der historischen Darstellung ein facettenreiches Bild des Verständnisses zur Seite. Sie wendet sich damit gegen „Polarisierungen und binäre Denkmuster“, die den öffentlichen Diskurs und die öffentliche Agitation zurzeit in erschreckender Weise dominieren.

Hauptthema ihres Buches sind die in Zentraleuropa entstandenen zionistischen Strömungen, die Siegemund mit dem von ihr geprägten Begriff „Verständigungszionismus“ zusammenfasst. Unter dem Verständigungszionismus gab es radikale, moderate und liberal-nationale Positionen, im Grunde die ganze Bandbreite, unter der sich eine Verständigung mit den Arabern vorstellen lässt. 1925 wurde z.B. in Palästina der „Friedensbund“, Brith Schalom, gegründet, der „erste und berühmteste Kristallisationspunkt der Idee eines binationalen Gemeinwesens in Palästina“. Seine Protagonisten waren u.a. Martin Buber, Hugo Bergman und Gershom Scholem. Wie der Titel des Buches bereits unmissverständlich darlegt, besteht eine letztlich unausgetragene Spannung zwischen den politischen Ideen, die aus der zentraleuropäischen Herkunft dieser Protagonisten stammen und den spezifischen Herausforderungen, vor die sie sich im „jüdischen Nationalheim“ in Palästina gestellt sahen. Siegemund greift diese Fragen vornehmlich aus der Perspektive der Mikroebene



auf. Ihr Buch ist deshalb in weiten Teilen eine äußerst detaillierte Darstellung der Entwicklung des Verständigungszionismus

mus auf der Ebene seiner Protagonisten. Siegemund greift dafür nicht nur auf publizierte Quellen (Zeitschriftenartikel, Briefwechsel) zurück, sondern erschließt auch bisher unveröffentlichtes Archivmaterial. Eine solche Detailanschauung ist notwendig, um zu zeigen, dass sich Ideen in einem unaufhörlichen Prozess der Diskussionen entfalten und nicht als Schlagworte oder Tagesparolen entworfen werden können. Der Verständigungszionismus war letztlich keine Volksbewegung, da er nicht für die Masse der jüdischen Einwanderer tauglich war. Jedoch ist es wichtig, sich mit seinen Protagonisten, unter denen neben den bereits genannten noch Hans Kohn, Robert Weltsch, Ernst Simon und Kurt Blumenfeld erwähnt werden sollen, eingehend über Siegemunds fundierte Darstellung zu beschäftigen.

Daniel Hoffmann

Anja Siegemund: *Zentraleuropäischer Zionismus und jüdisch-arabische Verständigung vor der Staatsgründung Israels*, 672 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2025, www.wallstein-verlag.de.

Chamäleon

Shai Tamus, Anfang 50, ist Journalist. Angefangen hatte er als Nachrichtenredakteur, er wurde zu Talkrunden ins Fernsehen eingeladen und hatte es beruflich zu einigem Ansehen gebracht. Seine Frau Alona lernte er während ihres Kunststudiums kennen. Ihre Stelle in einem Kunstmuseum verlor sie, und Shai bekam immer weniger Aufträge. Während Alona schließlich in einer Kunstgalerie arbeiten konnte, kann Shai kaum mehr seine Rechnungen bezahlen. Die Kinder, der Sohn Omer und die Tochter Goni, entgleiten den Eltern: Omer zieht sich nach dem Ende seiner Wehrpflicht völlig in sich zurück und bricht schließlich in die Vereinigten Staaten auf, ohne feste Stelle oder einen Plan, Goni schließt sich mehr und mehr ihren Altersgenossinnen an. Auch Freunde und Bekannte werden weniger, Shai Taunus wird nicht mehr erkannt als der, der er einmal war. Dann kommen die Wahlen, die Rechtsparteien gewinnen die Mehrheit. Shai setzt einen Post ab unter der Überschrift: „Den Wählerwillen achten“. Darin vertritt er die Meinung, extreme politische Kräfte könnten durch die Einbindung in die Regierung zur Mäßigung gebracht werden. Seine Zeitung druckt den Post auf der ersten Seite ab. Noch am selben Tag erhält er einen Anruf. Darin wird er eingeladen in die Abendsendung eines rechten Fernsehkanals. Sein erster Auftritt gelingt nicht recht. Aber Shai ist



lernfähig. Dieser Lernprozess, in dem der Protagonist Schritt für Schritt in die erwartete Richtung steuert, wird im Hauptteil des Buches entfaltet. Nur der Erfolg, die öffentliche Wahrnehmung, zählen noch.

Seine Frau sieht diese Entwicklung. Ob sie sie gutheißt, bleibt in der Schwebe. Anders die Tochter, die sich empört. Was Shai für sich in Anspruch nimmt, billigt er seiner Frau nicht wirklich zu. Ihr neuer

Chef nimmt sie in vielfacher Hinsicht ein – bis er sie für eine andere, jüngere Frau zur Seite schiebt.

Shai steht jetzt wieder im Mediengeschehen ganz oben. Bis zum Nova-Festival, zu dem seine Tochter fahren will. Der 7. Oktober 2023 ist auch für diese Familie ein Einschnitt. Shai konzentriert sich, zumindest zunächst, auf die Familie. Bis er dann wieder angefragt wird vom rechten Fernsehkanal.

Wie in seinen früheren Romanen, öffnet Yishai Sarid den Blick auf beklemmende Seiten der israelischen Gegenwart. Auch wenn es eine israelische Geschichte ist, so hätte sie auch in einer anderen Gesellschaft spielen können. Sie erzählt die Geschichte all jener, die sich anpassen und mit dem Strom schwimmen, manchmal aus Verzweiflung, manchmal, weil das der einfachere Weg ist. Deren Geschichte eignet sich nicht für einen Thriller, wie ihn der Autor mit „Limassol“ oder „Schwachstellen“ und anderen Romanen vorgelegt hat. Die Figur des Shai Tamus löst nur Beklemmung in uns aus. Vielleicht weckt sie in uns die Energie, nicht bei der schweigenden Mehrheit stehen zu bleiben, sondern soweit möglich aktiv Stellung zu beziehen. Wieder eine lohnende Lektüre.

Angela Genger

Yishai Sarid, *Chamäleon*, 288 S., Kein&Aber Verlag, Zürich 2025, www.keinundaber.ch.

Mischka

„Eigentlich war es kein Kreis, eher ein Kosmos, ein Universum, das mich in meiner Kindheit und Jugend umstrahlte, umschloss und beschränkte mit seinen vielförmigen, mäandernden, ineinandergreifenden oder parallelen, in späteren Jahren auch auseinanderstrebenden Bahnen. Dieser Kosmos ersetzte mir die Familie, die ich nie hatte.“ So beginnt Barbara Honigmanns Porträt von Mischka und anderen Frauen aus diesem Kosmos. Geboren als Wilhelmine Magidson 1905 in Riga in der Familie eines jüdischen Holzfabrikanten, großbürgerlich mit englischer Nanny und französischer Nounou aufgewachsen, ist die Vielsprachigkeit ihrer Herkunft – in der Familie sprach man Russisch und Deutsch, die Erzieherinnen sprachen Englisch und Französisch – eine ideale Voraussetzung für den Einsatz der jungen Frau in der kommunistischen Internationale. Der Bruder Isidor hatte sie an revolutionäre Ideen herangeführt. In den Zwanziger Jahren zogen die Geschwister zu einem Onkel, Redakteur bei der Komintern-Zeitung „Insprektorr“, nach Moskau. Es war der Generalsekretär der Komintern, Georgi Dimitroff, der die junge Frau nach Berlin holte. Hier schloss sie Freundschaft mit Irén und Hilde, zwei anderen Frauen aus diesem Kreis, 30–40 Jahre später waren sie Vertraute von Barbara Honigmann.

In Berlin lernte Mischka Kurt Müller kennen, Leiter des Kommunistischen Jugendverbandes. Sie verliebte sich in „Kutschik“, das Proletarierkind aus dem Wedding, und sie heirateten. 1932 wurden sie nach Moskau geschickt. Dort geriet erst Kurt Müller 1934 ins Visier des NKWD. Er wurde zurück nach Deutschland geschickt. Die Nazis machten ihm den Prozess wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“. Nach sechs Jahren Haft im Zuchthaus wurde er ins Konzentrationslager



Sachsenhausen überstellt. Das war das letzte, was seine Frau erfuhr. Sie wurde 1936 in Haft genommen. Es folgten Gefängnis und Zwangsarbeit im GULAG jenseits des Polarkreises. Auch nach Ende der Gefangenschaft durfte sie nicht nach Moskau zurückkehren, sondern blieb weiter verbannt. Am Ende des Krieges hatte sie vom Tod der Eltern erfahren, von ihrem Bruder und ihrem Mann wusste sie nichts. Nach 20 Jahren galt die Ehe mit Kurt Müller als beendet. Sie heiratete ihren Gefährten aus der Verbannung.

Vergleichbare Erfahrungen hatten alle ihre Freunde im Moskau der fünfziger, sechziger Jahre gemacht, und so blieben sie verbunden und distanziert zum System: Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, Regisseure. Viele von ihnen werden entweder ausgewiesen oder reisen in den 70er Jahren aus, auch Mischka mit ihrem zweiten Mann. Sie wird nach ihrem Tod

in Köln auf dem jüdischen Friedhof beerdigt. Das hatte sie so gewollt. Mischkas Porträt ist das längste in diesem Band. Ganz anders ist die Geschichte von Max und Yvette, jüdischen Freunden der Autorin aus Straßburg. Yvette, aus einer ostjüdischen Familie als Kind ins Elsass gekommen, hatte die deutsche Besetzung und die Judenverfolgung durch die Nazis mithilfe mutiger Franzosen überlebt, anders als ein Großteil ihrer Verwandten. Sie kehrte nach der Befreiung nach Straßburg zurück und tat sich mit Max zusammen. Max hatte in Vichy mit seiner Familie überlebt. Nach der Befreiung konnte er seine Schulausbildung in Paris abschließen. In Straßburg engagierte er sich früh im christlich-jüdischen Dialog. Das letzte, kürzeste Porträt widmet sich den Söhnen der jüdischen deutschen Emigranten, die nach Deutschland zurückgekehrt waren, um ein sozialistisches, demokratisches Land aufbauen zu helfen. Sie waren in Deutschland geboren und hießen Peter oder Thomas, Klaus oder Wolfgang und wollten nicht durch eine enge Parteipolitik, wie ihre Eltern, eingeschränkt werden. Fast scheint es, als hätten ihnen ihre deutschen Allerweltsnamen kein Glück gebracht. Einige Söhne starben „vor ihren Vätern“, so der Titel eines Erzählbandes von Thomas Brasch aus dem Jahr 1976. Andere, wie die Autorin und ihr Mann, besannen sich der jüdischen Wurzeln und wanderten nach Straßburg aus. Dort gab und gibt es eine vielfältige jüdische Gemeinschaft. Und da bereitete Yvette den besten „gefüllte Fisch“ für sie zu. Ein eindrucksvolles kleine Buch, das sich zu lesen lohnt.

Angela Genger

Barbara Honigmann: *Mischka, Drei Porträts*, 112 S., Hanser Verlag, München 2026, www.hanser-literaturverlage.de.



Teil des Internationalen Mahnmals von Nandor Glid in der KZ-Gedenkstätte Dachau, siehe hierzu auch Seite 8.
Foto: Stefan Müller-Naumann

ШАВУОТ

Земельный раввин д-р Йоэль Бергер

Праздник Откровения – один из трех паломнических праздников, о которых нам повествует Тора. Паломничества наших предков всегда имели своей целью Иерусалим, Бет Хамикдаш, Храм. Однако ни разу наши предки не совершали паломничества в пустыню, к горе Синай, хотя для нас все началось именно в этом месте с вручения Десяти заповедей. Для нас гора Синай обладает уникальной святостью только благодаря древней истории Израиля. Однако вечная, превосходящая все времена святость исходит от Торы, Писания как Слова Божьего. Когда дети Израиля когда-то ушли от подножия горы в пустыню, Шехина – величие Божье, также покинуло это место, чтобы войти в Иерусалим.

Это также объясняет, почему большинство паломников, отправляющихся на Синай, не являются евреями, а те, кто когда-то построил там монастырь, были греческими монахами.

Однако пустыня и годы странствий там до сих пор играют для нас особую роль. Этот период укрепил Тору в народе, обострил сознание израильтян как свободного народа Божьего и укрепил Завет с Ним. Раввины также не устают подчеркивать важность того, что Десять заповедей, Тора, были переданы нам в пустыне, а не в обитаемой стране с четкими правами собственности. Они хотели подчеркнуть, что таким образом каждый народ и каждый человек смог бы почувствовать, будто эти слова были даны именно ему и обращены именно к нему. И происходит это вне времени и пространства, когда и где бы он ни решил прислушаться к этому посланию и следовать ему. Соответственно, Божественное откровение было задумано не как исключительный дар Израилу, а как благо для всего человечества.

Точно так же наши Учителя подчеркивают значение того факта, что Тора была дана нам до завоевания Земли, то есть не в самой Святой Земле, а на Синае, в пустыне. После завоевания Земли наши предки были заняты возделыванием земли, освоением тонкостей земледелия, заселением городов. Кто бы тогда имел время для изучения Торы? Напротив, во время странствий по пустыне, полных лишений, народ охотно воспринял то божественное учение, которое до сих пор оказывает глубокое влияние на наш образ жизни.

Нахманид, испанский еврейский ученый и богослов XIII века, считает: освобождение народа от физического угнетения в Египте обретает свой глубокий смысл только с принятием Торы. Он основывает свои рассуждения на словах Бога, обращенных к Моисею: «...Когда ты выведешь народ Мой из Египта, вы будете служить Богу на этой горе». (Исх. 3:12) Речь идет о горе Синай, где произошло уникальное вручение Десяти Заповедей израильтянам. Сам по

себе исход еще не приносит геулу-духовное искупление. Это достигается только с вручением и принятием Торы.

Шавуот, как и большинство праздников нашего народа, является праздником с несколькими значениями. «Праздник недель» с библейских времен был также «праздником благодарения за урожай». Народ благодарил Бога за урожай ячменя. Это зерно, важное для «хлеба насущного», собирается в Святой Земле в это время года. Также первые плоды земли во времена Храма приносились паломниками в Иерусалим. О том, как это происходило, нам поведала Мишна, послебиблейская устная традиция: жители отдаленных городов собирались со своими плодами. «Встаньте, пойдем в Сион, к Господу, Богу нашему», – пели они в унисон.

Те, кто жил поблизости, приносили в храм инжир и виноград. Те же, кто жил далеко, приносили сушеные фрукты. Флейта играла перед ними, пока они приближались к Иерусалиму. Служащие коэны и левиты выходили им навстречу, а ремесленники Иерусалима выстраивались перед ними в шеренгу и приветствовали их: «Наши братья, люди из вашего места. Войдите с миром». Затем перед ними продолжали играть на флейте, пока они не доходили до Храмовой горы. Прибыв туда, даже царь иудейской земли брал на плечо свою корзину с плодами и шел до притвора Храма. Как только паломники входили во двор Храма, левиты запевали псалмы «...Славьте Господа, ибо Он благ, и милость Его вечна». (Пс. 118:1)

Именно сильной и тесной связи праздника Шавуот с «праздником урожая» обязана библейская книга Руфь своим чтением в синагоге в этот праздничный день. В этой книге упоминается, что Руфь и ее свекровь Ноемины «прибыли в Вифлеем в начале жатвы ячменя». Руфь была моавитяжкой, а не иудейкой. Однако она достойно сохранила верность оставшейся в одиночестве вдове Ноемины. Она ухаживала за ней и заботилась о ней до самой ее смерти. Однажды, когда Ноемины предложила ей вернуться в Моав, бывшую родину Руфи, та ответила словами: «Куда пойдешь ты, туда пойду и я; где будешь жить ты, там буду жить и я. Твой народ – мой народ, твой Бог – мой Бог!» Таким образом, она стала кумиром всех тех, кто искренне принял иудаизм, без того чтобы их проповедовали или обращали в веру. Позже Руфь снова вышла замуж в Святой Земле. Ее внуком стал легендарный царь Давид, из рода которого мы однажды увидим пришествие Мессии. Эта мессианская надежда распространится на весь многострадальный, лишенный мира мир.



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.